


15

Stille Geschichten.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Zwei Bände. Leipzig, Duncker und Humblot 1876. — Zweite revidirte Auflage. Ebd. 1878.

Die Juden von Barnow. Geschichten. Ein Band. Stuttgart, Hallberger 1877. — Zweite Auflage. Ebd. 1878. — Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Duncker und Humblot 1880.

Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus „Halb-Asien". Zwei Bände. Leipzig, Duncker und Humblot 1878.

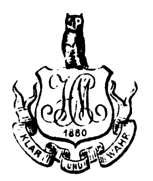
Junge Liebe. Zwei Geschichten. Ein Band. Breslau, Schottlaender 1878. — Zweite Auflage (Octav-Ausgabe). Ebd. 1878. — Dritte Auflage (Miniatur-Ausgabe). Ebd. 1879.

Moschko von Parma. Geschichte eines jüdischen Soldaten. Ein Band. Leipzig, Duncker und Humblot 1880.

Stille Geschichten.

Von

Karl Emil Franzos.



Dresden und Leipzig.
Verlag von Heinrich Minden.
1881.

Johannes Scherr

zugeeignet.

Inhalt.

Die Locke der heiligen Agathe.

Das Gewitter hatte sich verzogen, die letzte schwarze Wolke barst und jäh und plötzlich ging wieder der goldige Strom des Lichts über Himmel und Erde. Es war gar lustig zu sehen, wie das verregnete Stückchen Landschaft plötzlich wieder aufathmete. Und als derselbe Windstoß, welcher die Wetterwolken vertrieben, noch immer durch die Bäume rauschte, daß die hangenden Regentropfen herabrieselten, da war's fast, als schüttelten sich die Bäume selbst vor Lust und würfen die Thränen weit von sich.

Nur die Menschen waren nicht plötzlich mit dem Sonnenschein wieder da, einige Minuten hindurch war es ganz leer im Stadtpark. Und wie ich so langsam eine verödete Allee hinabschritt, kam mir entgegen etwas Feines, Gleißendes durch die leise

bewegte Luft geschwommen. Wie ein Fädchen war's, zitternd, unendlich fein, goldig blinkend.

Ich griff darnach und fing es: es war ein langes, blondes, weiches Frauenhaar.

Ich bin ein ernsthafter Mensch, aber mit dem Haar, das mir so unversehens entgegen geflogen kam, trieb ich's recht kindisch. „Wo kommst Du her?“ fragte ich es laut und streichelte es dann sanft, als wäre es etwas Lebendiges, freilich blickte ich gleich darauf sorgsam um, ob mich Niemand belauschte, aber weit und breit war kein Mensch zu sehen. Da ward ich noch kühner in meiner kindischen Art. Ich setzte mich hin und legte das Haar behutsam auf meinen Rockärmel und sah zu, wie der Goldfaden auf dem dunklen Grunde erst recht blinkte und gleißte.

Was mir, während ich so saß und schaute, zuerst durch's Herz ging, das will ich nicht erzählen. Mir thäte es zu weh und Andere würden vielleicht gar darüber lächeln. Aber je länger ich so auf das blonde Haar hinblickte, desto mehr verblaßte die Erinnerung an meine heiße, thörichte, qualvolle Jugendliebe und die Geschichte eines anderen Herzens trat vor mich hin — so faßbar

klar und lebendig, daß ich gar nicht begriff, wie ich sie hatte durch lange Jahre so ganz vergessen können! „Du armer, armer Mensch!“ sagte ich mir leise und mir war's dabei, als blickte mich der junge Pater Eusebius wieder an mit seinen traurigen, gütigen Augen . . .

Aber da tönten Schritte, rechts und links — die Spaziergänger kamen angezogen, und als ich mich erhob, um eine dicke Bankiersfrau zu grüßen, welche schnaubend und rauschend gegen den Frühlingswind angesteuert kam, wie ein Dampfer gegen den Strom, da trug mir dieser Wind auch jenes goldene Haar davon — noch einmal blinkte es über mir und verschwand dann im tiefen Blau. Aber die Geschichte des armen Eusebius hat mir kein Windstoß wieder hinwegtragen können und heute, an einem stillen, wehmüthig-schönen Herbsttag, will ich sie erzählen.

Es ist eine absonderliche Geschichte, durch welche nicht blos eine Goldwelle weichen Frauenhaars fluthet, sondern auch ein großes Weh und eine herbe Frage. Gewiß auch diese letztere. Eine moderne Legende könnte man diese Geschichte nennen und mit gutem Rechte, denn es sind noch wenig

über zehn Jahre her, seit die Leute in dem abgelegenen Dörfchen der mittleren Steiermark das Haar der heiligen Agathe als neue Reliquie gläubig verehren. Aber wer nach diesen Andeutungen ein Tendenz-Histörchen gegen die katholische Kirche vermuthet, der irrt sich. Derlei steht mir fern. Ich glaube, daß die katholische Kirche ebenso gut ist, wie eine andere, und wenn dem nicht so wäre, so leide doch ich nicht darunter und habe darum kein Recht zur Klage und Anklage. Nein, wiederhole ich, ich habe nicht künstlich eine Spitze in diese Geschichte gelegt. Und wenn eine solche gleichwohl daraus hervorsieht, wenn derselbe Stachel, welcher dem Eusebius das Herz durchbohrt, sich auch drohend gegen jene Satzung richtet, welche dem Menschen verbietet, ein Mensch zu sein, so ist dies nicht meine Schuld. Ich erzähle eine Beobachtung, ein Erlebniß — nichts weiter!

Vor sieben Jahren war's und im Spätfrühling. Auf den Bergen der oberen Steiermark war kaum noch der Schnee geschmolzen, aber im mittleren Gelände grünte und blühte es allerwärts und der Lenz lag, ein fröhlicher Eroberer, mit Blumenduft und Vogelsang mitten im Herzen der guten Stadt

Graz. Andere minder gesegnete Städte belagert er wol ringsumher mit all' seinen lichten Boten, aber einziehen mag er nicht in die dumpfen, engen, geschlossenen Häuserzeilen. In Graz freilich, wo sich Häuser und Gärten anmuthig verbinden, kann man ihn überall gewahren. Aber eben darum muß man auch dort ewig an ihn denken und wer an den Lenz denkt, denkt auch an das Wandern. So ist es wenigstens mir alljährlich in besagter Stadt ergangen und nicht anders in jenen Maitagen von 1871.

Ich nahm mein Felleisen auf den Rücken und meinen Ziegenhainer in die Hand, und wanderte in's Land hinaus. Zwei Tage ging ich an der Mur hin, flußaufwärts, und am dritten bog ich zur Rechten in ein Seitenthal ab, den Bergen entgegen. Es war ein schönes Wandern durch das einsame liebliche Bergthal, durch den kühlen Tann — hell war der Himmel und mein Herz heiter; wenn ich heute daran zurückdenke, so ist mir zu Muthe, als wäre ich damals ein Vogel gewesen, der wirklich und wahrhaftig hat fliegen können. Dem scheint aber doch nicht ganz so gewesen zu sein, denn ich erinnere mich deutlich, wie müde ich am Abend

jenes dritten Wandertages war, wie sehnsüchtig ich nach dem Dorfe ausblickte, welches ich mir zur Nachtruhe bestimmt.

Die Sonne sank, es wurde immer kühler, aber noch war keine Hütte zu gewahren. In einem engen Thal ging ich dahin, so eng, daß nur Straße und Fluß darin Platz fanden, steil ragten die Felsen auf und nichts erquickte das Auge, als das eigenthümliche Spiel der Abendgluth gegen die aufsteigenden Schatten der Dämmerung. Noch schimmerte das satte Roth sieghaft zu meinen Häupten, aber ich wußte, daß es bald unterliegen müsse. Mir war nicht bange vor einer nächtlichen Wanderung, aber ich fühlte mich müde, sehr müde, und auch die unsägliche Einsamkeit bedrückte mein Herz...

Da, plötzlich, bei einer Biegung des Weges, traf ich auf einen Menschen. Zuerst freilich gewahrte ich nur, etwa fünfzig Schritte vor mir, einen hellen Streifen im Tannenwald, über der Straße. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es ein Mönch in weißem Ordensgewande war — er saß auf einem gefällten Baumstamm und hielt das Haupt tief auf ein Buch gesenkt, das ihm im Schooße lag. Was er las, mußte ihn wol ganz

erfüllen, denn er blickte bei meinem Nahen nicht auf und als ich ihn anrief, zuckte er erschreckt zusammen, daß ihm das Buch entfiel und mir vor die Füße rollte.

Ich hob es auf und dabei streifte mein Blick zufällig das Titelblatt — Goethe's „Faust". Das war zu jener Zeit unter dem fanatischen, fast wahnwitzig strengen Regimente des Bischofs von Seckau, Johannes Zwerger, eine gefährliche Lectüre für einen Mann dieses Standes. Daran sollte ich sofort erinnert werden. Denn als ich nun zu dem Mönche emporeilte und mich der Störung wegen entschuldigte, erwiderte er nichts und erst als ich fragte, wie weit es nach dem Dorfe Waldkirchen sei, sagte er nur kurz und gepreßt: „Nicht weit!" Aber dabei streckte er seine Hand angstvoll nach dem Buche aus und diese Hand zitterte . . .

„Du armer Sklave!" dachte ich mitleidig. Und das Mitleid wuchs, als ich dem Manne in's Antlitz sah. Er war noch jung, vielleicht dreißigjährig, aber er mußte wol krank sein, sehr krank. Bleich und welk, wie aus Wachs geformt, war dies Antlitz, nur auf den Wangen brannte eine unheimliche, scharf begrenzte Röthe. Aber war es nur körper=

liches Leid? Müde und traurig blickten die glanzlosen Augen und um den Mund lagen schwere tiefe Furchen . . .

Er ließ das Buch hastig in die Tasche seines Gewandes gleiten. Dann blickte er mich ängstlich, unstet, fragend an. Ich verstand diesen Blick — „wirst Du mich verrathen?“ war darin geschrieben.

Ich stand einen Augenblick verlegen, nach dem rechten Worte der Beruhigung suchend. War es nicht das Beste, wenn ich ihn recht unbefangen fragte, was er gelesen? Aber das verwarf ich sofort. Man konnte von dem Platze westwärts weit blicken, in's Thal hinein, wo jetzt der letzte Schein des rothen Lichts um das blanke Kirchendach schimmerte, aber sonst traten rings die Felsen dicht heran. Es war ein guter Ort zu ernstem Sinnen, und das sagte ich denn auch und fügte hinzu, daß sich hier ein heiliges Dichterwort recht nachfühlen lasse, und der „Faust“ sei ein solches Evangelium.

Ich sagte das warm und sicherlich ohne Ironie. Aber der bleiche Mann blickte mir doch spähend in's Antlitz, ob ich nicht etwa spöttelte. Dann schien er beruhigter, aber er erwiderte nichts. Erst

nach einer Weile, deren Stille recht peinlich war, fragte er:

„Sie sind wol Student der Grazer Hochschule?"

Ich bejahte es und nannte meinen Namen.

Dann kennen sie wol meinen Freund Cölestin Weber?" fuhr er lebhafter fort.

„Nur vom Sehen!" mußte ich erwidern. Und dabei glitt mir unwillkürlich, in Erinnerung an diesen curiosen Gesellen, ein Lächeln über das Antlitz.

Der Mönch bemerkte es, seine dünnen Lippen preßten sich zusammen. „Scheint er Ihnen komisch?" fragte er scharf.

Aber im nächsten Augenblick, zauberhaft schnell, wandelte sich der Ausdruck der Züge und ward überaus mild. „Sie sind so jung und so lustig," sagte er leise, „wie sollten Sie da den „Faust" schon recht verstehen!" Und als ich ihn verblüfft ansah, lächelte er und fuhr dann fort: „Sie wollen in Waldkirchen übernachten? Es gibt ein Wirthshaus im Orte, aber es liegt noch eine Stunde weit. Wenn Sie müde sind, so kehren Sie beim Steinbauer ein, nahe dem Pfarrhof. Er hält kein Wirthshaus, ist aber ein freundlicher Mann."

Ich grüßte und wollte gehen, als er noch einmal zu sprechen begann: „Ich bin Pfarrer im Orte und würde Sie gern zu mir laden. Aber mein Haushälter ist krank!“ Wieder mußte ich ihn erstaunt anblicken, nicht dieser wenigen, fast selbstverständlichen Worte wegen, sondern weil er sie mehr stammelte, als sprach, und überhaupt sichtlich in größter Verlegenheit war. Ueber diesem Erstaunen vergaß ich, meinen Dank für den guten Willen zu sagen und ging mit stummem Gruße den Abhang hinab und weiter dem Dorfe zu.

Das war unsere ganze Unterredung. Aber man wird es vielleicht nicht wunderlich finden, wenn ich gestehe, daß sie seltsam und stark in mir nachklang. Mir war's, als hätte ich mit einem Gefangenen gesprochen — jeder kennt seine unglückliche Lage und darum wird jedes Wort befangen und beziehungsvoll. Aber am tiefsten hatte es mich getroffen, daß er den Cölestin Weber einen „Faust“genannt ...

„Nur vom Sehen“ kannte ich diesen Mann, wie wol alle Studenten; seine nähere Bekanntschaft hatte keiner gemacht und keiner sehnte sich darnach. Nicht einmal aus Neugierde — seine äußeren Schicksale waren ohnehin bekannt.

Es war eines Köhlers Sohn aus der Köflacher Gegend und bis zu seinem zwanzigsten Jahre hatte er nichts gelernt, als den Meiler anzuzünden und zu behüten. Seltsame Gedanken mögen ihn durchstürmt haben, während er so nächtelang müssig in die rothe Gluth starrte. Denn eines Tages ging er aus dem Walde und zur Stadt und warf sich dem Fürstbischof (damals war's noch der edle, milde Graf Attems) zu Füßen: er müsse studiren und geistlich werden, sonst könne seine Seele keine Ruhe finden auf Erden. Der gütige Greis hörte ihn still an, bis sich des Flehenden Stimme in Thränen brach, dann hob er ihn auf und sagte: „Dein Wunsch ist erfüllt.“ Er nahm den Köhlerjungen in sein Haus und ließ ihn unterrichten, im Lesen und und Schreiben und dann in allen Disciplinen der lateinischen Schule. Und wenn Jemand darüber lächelte, so sagte der Greis ernst: „Ihn dürstet, lassen wir ihn trinken, möge es ihm zum Heil sein!“ Und dann pries er den Eifer und die Begabung seines Schützlings.

In der That konnte Peter — auf diesen Namen war er getauft — nach fünf Jahren seine Prüfung aus dem Gymnasium machen und ward Theologe.

Und wieder nach einigen Jahren galt er als das Lumen der Facultät und wurde zu seiner völligen Ausbildung nach Rom geschickt. Als er zurückkehrte, wollten sie den gelehrten Dr. Weber, welcher noch vor zehn Jahren als Köhler im Walde gehaust, zum Professor der Dogmatik machen. Aber der finstere ascetische Mann lehnte das ängstlich ab, er müsse ja noch studiren, bat er, studiren, und vor allem reize ihn das jus canonicum. So ward er denn Jurist und nach fünf Jahren auch beider Rechte Doctor. Dann aber that der Mann, dem nun allerseits die glänzendste Laufbahn prophezeit wurde, einen seltsamen Schritt: er wurde Mönch, Cistercienser und stellte die einzige Bedingung, sich seine Pfarre selbst wählen zu dürfen. Denn dieser Orden verpflichtet seine Glieder zur Seelsorge.

Als dies verlautete, da höhnten seine Neider und alle jene, die er durch sein barsches Wesen verletzt: „Seht den Heiligen! Er will irdisch Gut gewinnen und sich die reichste Pfarre sichern!" Aber sie schwiegen beschämt, als Weber die ärmste und beschwerlichste erwählte, ein kleines Bergdorf — ich hatte den Namen nennen hören, Waldkirchen war es nicht, aber es schwebte mir vor, als müsse der

Ort in dieser Gegend liegen. Dort blieb er lange Jahre und war für die Welt so ganz verschollen, daß selbst seine Bekannten verdutzt waren, als der alternde Mann plötzlich wieder in Graz auftauchte und sich als — Mediciner inscribirte. Er hatte sich die Erlaubniß hierzu von seinem Abte nur nach hartem Kampfe errungen, nur durch die Vorstellung, wie schwer in jenen Bergwäldern ärztliche Hilfe zu finden, und daß er sich nur die nothwendigsten Kenntnisse erwerben wolle, um den Verlassenen beizustehen.

Aber mit dem Nothwendigsten schien er sich nicht begnügen zu wollen; er war nun schon im vierten Jahre wieder an der Hochschule und hörte mit rastlosem Eifer nicht blos Medicin, sondern auch sonstige Collegien. In jenen, welche Professor Nahlovski über Ethik las, war ich neben ihm gesessen.

Es ist klar, daß solche Schicksale und Studien dem Manne selbst unter uns übermüthigen Jünglingen einen gewissen Respect hätten sichern müssen; wenn dies gleichwol durchaus nicht der Fall war, wenn wir den „Pfaffen“ im Gegentheil als ein Spielzeug betrachteten, welches uns der liebe Gott

zum Amüsement für die langweiligen Collegien bescheert, so lag dies einzig in seinem Aeußern und Betragen. Pater Cölestin — dies sein Ordensname — war einer der häßlichsten Menschen, die ich je gesehen, auf einem Stiernacken saß ein mißfarbiges Bullenbeißergesicht, nur die Augen waren groß, klar und ausdrucksvoll. Er erschien immer in derselben Kutte, welche ursprünglich nach der Regel der Cistercienser weiß gewesen sein mochte, jetzt aber mehr dem dunkelbraunen Mantel der Kapuziner glich, und was von Wäsche sichtbar wurde, spottet durch sein Farbenspiel vollends jeder Beschreibung. Er kam und ging ohne Gruß, auf harmlose Fragen hatte er nur ein abwehrendes Knurren, vermuthete er aber eine Hänselei, so wurde er ganz fabelhaft grob.

Kein Wunder, daß wir uns dieses Gaudium, unserem seltsamen Collegen diese Emotion, recht häufig gönnten und namentlich Neulinge gern an ihn gerathen ließen. Ich selbst hatte nie ein Wort mit ihm gesprochen, verspürte auch keinerlei Lust dazu, obwohl er, wie erwähnt, ein Semester lang mein Sitznachbar war. Während des Vortrags saß er regungslos und horchte, sein hartes Antlitz

hatte dabei — ich finde kein bezeichnenderes Wort — den Ausdruck eines Verschmachtenden, der nach Labung dürstet. Nahlovski war Herbartianer und sprach besonders oft und warm über Werth und Würde der Wissenschaft. In solchen Augenblicken zeigte sich auf dem Antlitz meines Nachbars ein Zug tiefen Schmerzes und in seinen Augen lohte ein düsteres Feuer. Ich hatte mich nicht viel darum gekümmert, erst jetzt überkam mich der Gedanke, ob nicht dies Feuer ein Abglanz jener Gluth gewesen, welche ihm „das Herz verbrannte", weil auch er, der ja gleichfalls „Philosophie, Juristerei und Medicin und leider auch Theologie durchaus studirt", zum Resultat gekommen, „daß wir nichts wissen können?"

In tiefem Sinnen ging ich die Dorfstraße entlang, bis zur Kirche. Sie war schmuck genug, der angebaute Pfarrhof hingegen ein morsches, verfallenes Haus. Auf der Thürschwelle saß ein Greis, das dunkel geröthete Antlitz auf beide Arme gestützt. Auf meine Frage nach des Steinbauern Hause taumelte er empor, glotzte mich mit stieren Augen an und lallte unverständliche Laute. Er hatte mich nicht verstanden oder der Branntwein

lähmte ihm die Zunge — der alte Mensch war offenbar schwer betrunken. War das der „Haushälter" des Pfarrers und bestand darin seine „Krankheit"?

Ich sollte es bald erfahren. Auf gut Glück ging ich auf den nächsten Bauernhof zu — das Haus lag stattlich zwischen Scheunen und Ställen. Hinter den kleinen Fenstern schimmerte ein Lichtschein, aber der Hof lag verödet, das Gesinde war wohl schon zur Ruhe gegangen.

Als ich näher trat, schlug der Haushund an, bellte mächtig d'rauf los und zerrte an seiner Kette. Darauf trat ein altes Mütterchen vor die Thüre und musterte mich fragenden Blicks. Ich brachte meine Bitte vor, der Herr Pfarrer habe mich hergewiesen.

„Dann kommet nur näher!" sagte sie freundlich, „Ihr seid wohl gar ein Freund zu ihm?"

„Nein," erwiderte ich, „aber er hätte mich doch gern selbst bewirthet, wenn nicht —"

„Ja freilich!" rief sie und nickte eifrig. „Und wenn der Herr Dechant käm', er könnt' ihm keine Gastlichkeit erweisen. Wisset, er ist halt gar so schlimm d'ran mit seinem Haushälter! Der Schuster-

Tonl ist ein Lump — ei ja leider! — ewig rauschig. Habt ihn jetzt wol selbst geseh'n?“ Ich nickte. „Sehet, so ist er immer!“

„Und warum jagt er ihn nicht fort?“

„Ja, sehet,“ erwiderte sie, indem sie mich in's Haus geleitete, „unser hochwürdiger Herr Eusebius ist halt gar zu gut. Der Tonl müßt' sonst vor Hunger hinsterben, und der Herr kennt ihn schon so lang und hat auch seine Tochter gekannt, die Aga (Agathe). Sehet, das war ein braves Mensch, die Aga, g'rad' so brav, wie der Vater nichtsnutzig. Und dann müsset der Herr doch wieder ein Mannsbild zur Wirthschaft nehmen, ein Weib darf nicht in seinem Haus verweilen — wisset wohl, er ist ja ein Weißrock!“ (Mönch.)

Damit öffnete sie die Stubenthür, und ich trat vor den Steinbauer hin und brachte wieder meinen Bittspruch vor.

„Ganz wohl, ganz recht!“ rief der alte Mann freundlich und schickte sein Weib sofort in die Küche, mir einen Pfannkuchen zu bereiten. Eine große Flasche rothen Landweins — „Schilcher“ nennen sie ihn dort — stand ohnehin auf dem Tische, er hieß mich nur noch ein zweites Glas vom Gesimse

langen, denn er selbst war nicht mehr recht beweglich; „der Tod hat mich im vorigen Jahr kalt angehaucht," sagte er wehmüthig — einen Schlaganfall meinte er.

Dann ward er aber sofort wieder fidel und nachdem er mich eine Weile lächelnd fixirt, machte er: „Meck! Meck!" und nickte mir fröhlich zu.

„Was meint Ihr?" fragte ich erstaunt.

„Nun wohl," rief er, „Ihr seid doch gewiß ein Schneider!"

„Nein," betheuerte ich, und im Verlaufe der Rede stellte es sich heraus, daß auch hier der Wunsch des Gedankens Vater gewesen. Der Dorfschneider war nämlich krank und der Steinbauer brauchte dringend eine neue Hose.

Weil aber auch seine Sackuhr verdorben war, so fuhr er fort: „Also, wenn kein Schneider, so doch gewiß ein Uhrmacher?"

Auch dazu konnte ich mich leider nicht bekennen, zur großen Verwunderung meines Wirthes.

„Ja, was sonst?" rief er. „Eure Hände sind fein — zum schweren Handwerk gehöret Ihr nicht!"

Noch eine Weile ließ ich ihn rathen, dann sagte ich ihm das Richtige.

„Student!“ rief er. „Es ist mir ja gleich so gewesen, als Ihr zur Thüre hereinkamt. Aber“ — er schüttelte den Kopf — „es ist da was nicht in Ordnung! Verzeihet, aber die Osterferien sind vorbei und die großen noch nicht da — was habt Ihr jetzt im Lande herumzulaufen?“

Ich suchte meinen Leichtsinn zu entschuldigen, so gut es ging, und fragte dann, woher er die akademischen Ferien so genau kenne.

„Von meinem Sohn her,“ erwiderte er, „vom Georg, der ist auch Student zu Graz gewesen. Hat's freilich nicht weiter gebracht, der Nichtsnutz!“ Aber dabei strahlten seine Augen von Glück und Stolz und fröhlich erzählte er mir die Geschichte seines Lieblings. Der Georg war sein Zweitgeborner und „weil der Bub gar so viel gescheidt war“ und hauptsächlich „weil der Steinbauerhof so lang ungetheilt stehen soll, als die Erde steht,“ sollte er geistlich werden, studirte auch im Stift Admont und ward dann Theologe in Graz. „Es ist ihm aber,“ erzählte der alte Mann, „schwer geworden, den schwarzen Rock anzuziehen, er hätt's auch nicht gethan, aber des Hahnwirths Loysl (Aloys) hat damals seine Seel' in der Hand ge-

halten, wie einen Vogel, der fortfliegen will, und wie der Loysl gesagt hat: „Komm' mit, Georg," hat der kein Wort mehr gesagt und ist mit ihm gegangen auf Graz." Blieb aber nur ein Jahr dort und kam wieder und „des Thalbauers Vroni in Sternegg war ihm halt doch noch lieber als der Loysl." Der Ex-Theologe heirathete die reiche Erbtochter und saß nun vergnüglich mit Weib und Kind auf dem reichen Thalhofe.

Mit satten Farben schilderte mir der Steinbauer das Glück des Sohnes und wie man ihn überall nur den „König von Sternegg" nenne, weil er der einzige reiche Bauer in diesem ärmlichen Dorfe sei, und wie ihn sogar sein älterer Bruder Conrad beneide. „Und der wird doch der Steinbauer zu Waldkirchen!" sagte der Alte mit ernstem Stolze. Aber gleich darauf lachte er wieder: „Ist doch ein Nichtsnutz, der Georg, hat mich viele schwere Gulden gekostet und die Vroni hätt' ihn auch ohne die Studia genommen. Aber mir ist's recht. Wenn ich mir so den Loysl anschau' — was hat der von der allzu großen Frommheit? Ein schwer Herz und ein traurig Leben! . . ."

Da brach er kurz ab, als hätte er schon zu viel gesagt.

„Wer ist denn dieser Loysl?“ fragte ich.

„Ihr kennet ihn ja!“ war die erstaunte Antwort. „Unser Herr Pfarrer Eusebius ist's!“ Und dann nach einer Pause: „Ihr dürfet aber auf mein thöricht Wort nichts geben! Freilich ist er kein glücklicher Mensch, aber das kommt vielleicht von seiner Krankheit oder“ — er stockte und fuhr dann rasch fort — „aber von der heiligen Weih' kommt's nicht. Denn sehet, die ist ihm vorbestimmt gewesen und er hätt' nach seinem Herzen nichts Anderes werden können auf Erden. Schon als Büblein war er sanft und fromm und wie ein Engel war er anzusehen, mit dem langen blonden Haar und den blauen Augen. Da war einmal der Apfel weit vom Stamm gefallen, denn sein Vater, der Hahnwirth, war ein wüster Mensch und hart und lumpig — sein Weib hat er in die Erd' gebracht durch seine Hartheit und sich dann am eigenen Schnaps langsam zu Tod' getrunken. Der arme Loysl hat's mit anseh'n müssen, freilich nur zwei Monat' im Jahr — die übrige Zeit war er in der Studia zu Admont. Denn dort im Stift hat ihn unser alter Herr Pfarrer einen Freiplatz geschafft, weil er ein gar so frommer Bub

war und nur immer gern in den Büchern gelesen hat. Dort hat er die Freundschaft mit meinem Georg geschlossen, und sie hat gedauert bis heute. Nur ein Jahr waren sie auseinander, wie der Georg den schwarzen Rock ausgezogen hat für immer. Der Loysl aber hat ihn anbehalten und schließlich gar noch mit dem weißen vertauscht!..."

„War er Anfangs Weltgeistlicher?" fragte ich.

„Ja freilich! Wie er ausgeweiht war, haben sie ihn zuerst nach Welschland geschickt, und ihm dann die Pfarre hier gegeben, damit er ruhig ein Buch schreiben kann. Denn, hat der Bischof in Graz gesagt, so ein Buch ist nöthig für die Christenheit und Keiner kann es so gut machen wie der Aloys Waldner. Angefangen hat er's auch, aber fertig ist er nicht geworden. Und daran und an seiner ganzen Traurigkeit ist nur Einer Schuld — der verrückte Weißrock, der früher Pfarrer drüben in Sternegg war — der, das sag' ich!"

„Cölestin Weber?" rief ich.

„Ja, der Cölestin! Sehet, ein Jahr war der Loysl als Schwarzrock bei uns Pfarrer und bei aller Frömmigkeit so heiter und gesund, daß es eine Freud' war, ihn anzuseh'n. Da wird er auf ein=



mal traurig und blaß. Warum? Die Leut' sind schlecht und reden viel, wenn der Tag lang ist, die Leut' sagen: weil er die Aga begehrt hat, des Schuster-Tonls Tochter, und das Mädel war brav und hat nicht zu ihm als Köchin ziehen wollen! 's ist aber alles Lüge: der Weißrock in Sternegg hat ihm Mucken in den Kopf gesetzt und gesagt: „Du bist noch nicht fromm genug" und davon ist er so traurig worden. Und endlich hat er's dem Cölestin geglaubt, ist in das Stift R. gegangen und als Mönch wieder zurückgekommen. Und seitdem kränkelt er so dahin . . ."

„Aber der weiße Rock ist doch nicht so ungesund?" rief ich.

„Zu fromm ist ungesund!" war die kurze Antwort. „Und nun greifet zu, gesegne es Gott!" Denn die Steinbäuerin war schon vor einer Weile mit dem Pfannkuchen erschienen und ich hatte nur deshalb nicht zugegriffen, weil ich nach Berichten über den armen Eusebius hungriger war, als nach der Speise.

Auch jetzt noch weilten meine Gedanken nicht ganz bei dieser und während ich die größten Bissen verschluckte, wühlte es mir im Hirn: „Zu fromm

— und Goethes „Faust“ als Erbauungsbuch? Und warum hat er so verlegen die ewige Betrunkenheit seines Haushälters eine „Krankheit“ genannt?“ Und als der Teller leer war, da trat mir wohl nicht diese Frage auf die Lippen, aber eine andere, die eng damit zusammenhing:

„Was ist denn aus der Aga geworden?“

„Die Aga!“ rief der alte Mann heftig. „Was geht denn Euch die Aga an? Ja, so sind die Städtischen — schlechte Geschichten über die hochwürdigen Herren, die sind ihnen schon das Liebste. Aber damit ist's hier nichts!“

Dann fuhr er ruhiger fort: „Die Aga ist auf Graz, in den Dienst als Köchin, und dann auf Wien. Gehört hat man nichts mehr von ihr. Wird wol gestorben sein oder gar schlecht geworden ...“

„Vater,“ mahnte die Bäuerin, „sie war sehr brav.“

„Brav war sie,“ bestätigte dieser, „und schon das Schönste, was man konnt' sehen. Aber warum schreibt sie nicht, wenn's ihr gut geht? Warum schickt sie dem Vater nichts? Ein Lump ist der Schuster-Tonl, aber doch ihr Vater! Nun muß ihn der arme Herr Eusebius aus Barmherzigkeit er-

nähren, und darum ist eigentlich jenes schlimme Gered' aufgekommen. Das hat man von der Barmherzigkeit!"

„Ja, das hat man davon," wiederholte das Mütterchen, „aber es ist schon zehn Uhr."

Dann geleiteten mich die guten Leute in die Schlafkammer ihres Jüngsten, des Matthias, welcher eben zur Landwehrübung in Bruck war. Ich hatte einen langen Marsch gethan, und das Lager war reinlich, aber es lockte mich noch nicht. Es war so schwül im Kämmerchen, ich riß das Fenster auf und lehnte mich hinaus. Aber auch draußen war es schwül. Die Wolken hingen dicht herab und zuweilen zuckte ein Wetterleuchten durch das bängliche Dunkel. Erst nachdem ich eine Weile hinaus geschaut, unterschied ich die Umrisse der Kirche; rechts von ihr, etwa zwei Fuß über der Erde, brach ein matter Lichtstrahl auf die Straße — er kam aus den niedrigen Fenstern des Pfarrhofs.

Ich wandte den Blick dahin, die Fenster waren geöffnet, ich schaute in eine erleuchtete Stube und erkannte auch die Umrisse einer Gestalt, die regungslos am Tische saß. Ich griff nach meinem Felleisen, zog das Opernglas hervor und richtete es

dahin. Nun konnte ich deutlich jedes ärmliche Geräth der Stube erkennen und auch jene Gestalt — es war der Pfarrer, er las in einem mächtigen Folianten. Wenn er sein Antlitz erhob und dem Lichte zukehrte, konnte ich auch deutlich den Ausdruck desselben gewahren — und seltsam! ich mußte sofort an meinen Nachbar im Colleg denken, es war genau derselbe Zug des Verschmachtens, der Gier nach einer Labe. Dann klappte er das Buch zu, lehnte sich zurück und schlug die Hände vor's Antlitz.

„Er weint!“ sagte ich laut vor mich hin. Aber da, beim Klang der eigenen Stimme, faßte mich auch die Scham, dies einsame Weh durch meine Neugier entweiht zu haben. Rasch löschte ich die Kerze, entkleidete mich im Dunkeln und kaum, daß mein Kopf das Kissen berührt, schlief ich auch fest ein.

Als ich erwachte, war es heller Tag und meine erste Empfindung, daß ich zu lange geschlafen. Eilig brachte ich mich und mein Gepäck in Ordnung und ging die Treppe hinab.

Das Haus war leer, das Gesinde schon zur Arbeit ausgezogen. Erst auf dem Bänkchen vor der Thüre traf ich das greise Paar.

Der Steinbauer neckte mich wegen des langen Schlafs, das Mütterchen aber lief in's Haus und brachte das Frühmahl, das sie für mich warm erhalten.

„Wie soll ich das vergelten?" fragte ich gerührt.

„Indem Ihr wacker zuhaltet," erwiderte der Alte. „Könnet auch andere Studenten zum Steinbauer in Waldkirchen weisen, aber —", er hob schelmisch den Finger — „erst in der Ferienzeit!"

So plauderte ich vergnüglich noch eine Weile mit den guten herzlichen Leuten, und als sie vernahmen, daß ich in's Oesterreichische wolle, also über Sternegg, da trugen sie mir auf, doch ja bei ihrem Georg Einkehr zu halten.

„Es wird ihn gar freuen," sagte der Steinbauer „ist ja selber Student gewesen. Der weiß zu reden — der kann Euch viel vom Loysl erzählen!"

„Der Hochwürdige heißt Eusebius," verwies ihn sein Weib. „Aber hast Du schon von der heiligen Sach' erzählt, die er aus Welschland mitgebracht hat?"

„Richtig!" rief der Steinbauer. „Die müsset Ihr Euch in unserer Kirche anschauen! Sehet, welch' frommer Mann der Loysl schon als Schwarz-

rock gewesen! Wie sie ihn von Graz mit gutem Geld nach Welschland geschickt haben, da bequem die Studia zu treiben, da hat er sich so viel vom Mund erspart, um eine Reliquie zu kaufen und seinem Heimatsdorf zu bescheeren! War das nicht brav?"

„Gewiß!" sagte ich. „Was ist es denn?"

„Seht's nur selber an, — der Meßner wohnt hinter der Kirche."

Nach vielem Dank und Gegengruß verließ ich das gastliche Haus. „'s wird irgend ein alter Knochen sein," dachte ich, „den er zu einer Zeit erworben, da auch er den „Faust" noch nicht verstand!" Aber warum sollte ich dem Steinbauer nicht den Gefallen thun! — und ich wandte mich zur Kirche.

Als ich am Pfarrhause vorüberging, saß der Schuster-Tonl wieder auf der Schwelle. Er war diesmal nüchtern, sah aber in seinem zerlumpten Gewande, mit dem aschenfahlen Antlitz und den zitternden Händen auch nicht viel reputirlicher aus, als den Abend vorher.

„Wollet zum Herrn Pfarrer?" fragte er und richtete sich auf.

Ich blieb einen Augenblick unschlüssig stehen.

„Ist aber nicht zu Hause," fuhr er fort. „Ist zum Schneider-Bartl gegangen mit dem heiligen Gut. Der Schneider hustet sich noch heut' für immer aus — hihi!"

Der alte Lump lachte höhnisch auf. Ich aber ging rasch weiter, dies heisere Krächzen nicht mehr hören zu müssen. Da vernahm ich eilige Schritte hinter mir — es war der Tonl.

„Wollet die heilige Sach' beschauen?" rief er mir athemlos entgegen. „Wartet — ich rufe den Meßner."

„Kann ihn selber rufen!" sagte ich abwehrend und ging weiter.

„Nein, nein!" rief der Trunkenbold dringend und lief neben mir her. „Bitt' Euch, bitt' Euch! gönnet es mir!"

Der Ton bänglichen Flehens fiel mir auf und derselbe flehentliche Ausdruck lag auch auf den verwitterten Zügen — ich blieb stehen.

„Ich dank' Euch!" rief er überlaut und verschwand hinter der Kirche.

Ich blickte ihm erstaunt nach. Bittet der so dringend um die Gelegenheit für ein Trinkgeld? dachte ich.

Aber das war's nicht. Denn als er mit der Nachricht zurückkehrte, der Meßner komme sogleich, und ich ihm einige Kreuzer reichen wollte, wies sie der zerlumpte Mensch zurück.

„Nein", bat er, „Ihr könnt mir eine andere Gutthat erweisen: nehmet mich mit, damit ich die heilige Sach' auch beschauen kann!"

„Habt Ihr sie noch nie gesehen?" fragte ich.

„Wohl! wohl!" war die Antwort, „aber nicht so oft, als ich möcht'. Das ist ja meine einzige Freude." Und seine gerötheten Lider begannen heftig zu zwinkern — der Mensch hatte Thränen in den Augen.

„Ihr weint ja," sagte ich fast verblüfft. Aber da erschien auch schon der Meßner mit dem rasselnden Schlüsselbund.

Er war ein dicker Mann mit einem rothen, weitläufigen Gesichte, bewegte sich überaus würdevoll und trug ein langes, schwarzes, halb priesterliches Gewand. Diesem Aeußeren entsprach auch seine fettige, salbungsvolle Stimme und seine Rede, welche freilich durch das gezwungene Hochdeutsch mindestens auf mich keinen so imponirenden Ein-

druck machte, als sie ja sonst nach Inhalt und Form verdiente.

„Gott zum Gruße!“ begann er. „Sie wünschen diesen Tempel Christi zu besichtigen und das darin aufgestellte Heiligthum zu verehren?“

Ich nickte.

„Gern,“ fuhr der würdige Mann fort, „will ich Ihnen denselben erschließen, auch die nöthige Erläuterung geben, obzwar dieses eine besondere, in der Bestallung nicht vorgesehene Mühe ist! Denn wol wird dieses Heiligthum von vielen Pilgern, so-wie auch von Solchen, welche zufällig dieses Weges kommen, besucht, aber Wenige wissen, daß ich weder als Meßner, noch als Schullehrer hiesigen Orts hierzu verpflichtet bin, vielmehr dieses, so zu sagen, eine freiwillige Leistung ist!“

Er blickte mich fragend an, ich nickte wieder.

„Dann kommen Sie!“

Er öffnete, schlug einen der schweren Thorflügel nach innen und forderte mich durch eine Handbewegung auf, einzutreten.

Aber vor mir und unter dem majestätisch gehobenen Arm hinweg schlüpfte der Tonl hastig in die Kirche.

„Schuster-Tonl,“ sagte der Würdevolle und hob die Brauen, „Schuster-Tonl oder wie Ihr eigentlich heißet, Anton Weinlechner, hebet Euch hinweg, denn Ihr seid ein Lump!“

„Meßner,“ winselte der alte Mensch. „Wisset ja, wie mein Herz d'ran hänget! Erlaubt es, Meßner!“

„Schuster-Tonl!“ erwiderte dieser, „Ihr gebet mir leider, trotz wiederholter Vermahnung, nicht die richtige Ansprache und gebührende Titulatur. Denn wol bin ich Meßner hiesigen Orts, aber auch Schullehrer, und der letztere Titel kommt mir für gewöhnlich zu, weil er das ansehnlichere Amt repräsentiret. Auf alle Fälle kommt es mir zu, Herr genannt zu werden ...“

„Meßner,“ jammerte der unverbesserliche Schuster-Tonl, „ich hab' Euch ja den Herrn zugeführt und der Herr erlaubt's mir!“

Der dicke Mann zuckte die Achseln und blickte mich fragend an.

Als ich abermals nickte, schritt er vorwärts gegen den Altar zu.

„Was Sie hier angehört,“ bemerkte er dabei seufzend, „wiederholet sich für mich leider einige

Male im Tage. Denn wenn ich auch sonst schwer durch die Unbildung hiesiger Bauernschaft zu leideu habe, so kränket mich doch der Entgang der von Rechtswegen gebührenden Anrede am Meisten. Als ich hierherkam und diese ungebildeten Menschen erfuhren, daß ich Franz Xaver Hoisenroither heiße, da wollten sie mich sogar den „dicken Franzl“ nennen. Solches ist mit Entschiedenheit abgewehrt worden, aber der Titel „Herr“ noch immer nicht errungen, obwol weder freundliche Bitte noch ernste Mahnung —“

„Herr Schullehrer,“ fiel ich ihm in's Wort, „diesbezüglich wollen wir auf die Zukunft hoffen und das Geschlecht, welches Sie erziehen. Nun aber — die Reliquie!“

Der dicke Mann lächelte geschmeichelt.

„Wie ich sehe“, sagte er, „sind Sie ein gebildeter Jüngling, wol gar ein emsiger Jünger jener Wissenschaft, welche aus den Brüsten der Grazer Hochschule fließt?“

Ich nickte.

„Dann,“ fuhr er fort, „will ich Ihnen Alles genau zeigen, denn derselben Wissenschaft habe auch ich, leider nur bis zur dritten Gymnasial-Classe,

gehuldigt, so daß ich mich Ihnen, so zu sagen, geistig verbrüdert und zu jeglicher ehrenhaften Gefälligkeit verpflichtet fühle. Denn wol hat mich später das Leben —"

„Herr Schullehrer," unterbrach ich ihn wieder, „Ihre Bildung ist noch sichtlicher als die meine! Ich aber möchte die Reliquie —"

„O über die Ungeduld der Jugend!" rief er mit wohlwollendem Lächeln. „Doch sind einige historische Daten unerläßlich! So vernehmen Sie denn, daß diese Kirche der heiligen Agathe geweiht ist, wasmaßen denn auch viele Mägdlein dieser Ortschaft auf diesen Namen getauft werden. Sie hat sich aus einer Kapelle entwickelt, welche im fünfzehnten Jahrhundert erbauet wurde. Was jedoch den Erbauer betrifft, so dürfte er ein frommer und gottesfürchtiger Mann, auch besonderer Verehrer jener Heiligen gewesen sein, obwohl dieses leider nicht überliefert ist. Auch sein Name ist unbekannt, doch war er wahrscheinlich nach der Sitte jener Zeit ein Ritter, der einen Harnisch trug und eiserne Hosen —"

„Herr Schullehrer", fragte ich etwas scharfen Tones, „die Reliquie ist wol im Altarschrein?"

„Ja, dort ist sie!“ erwiderte der sichtlich gekränkte Mann und wendete sich zum Schrein.

Der Schuster-Tonl war schon während unserer Unterredung dorthin geschlüpft und lag auf den Knieen, das Antlitz an die schön geschnitzte Holzwand gepreßt und sie mit beiden Armen umfassend.

Ein heftiges Zucken durchflog und rüttelte dabei seinen morschen Körper.

„Schuster-Tonl!“ sagte der Meßner, „dieser Herr ist ungeduldig und will blos sehen und nicht hören. Gebet Raum, daß ich öffnen kann, Schuster-Tonl!“

„Ja, ja!“ schluchzte dieser, rückte auf den Knieen bei Seite und erhob sein thränenüberströmtes Antlitz. „Oeffnet es, Meßner, daß ich die schöne Sach' beschauen kann!“

„Um Euretwillen geschieht es nicht!“ verwies ihn der Würdevolle.

Aber um meinetwillen schien er es leider auch nicht gleich thun zu wollen. Denn noch einmal wandte er sich zu mir und fragte:

„Kennen Sie die heilige Agathe?“

„Ja!“

„Dann wissen Sie“, fuhr er trotzdem fort, „daß diese Heilige ein edelgeborenes Fräulein war, welches

in der Stadt Catania, auf der Insel Sicilien, wo die Pommeranzen wachsen und von wo man zuweilen Italiener zum Eisenbahnbau hierher beziehet, lebte. Ihre Eltern, Gutsbesitzer, welche jedoch in der Stadt wohnten, waren fromme, gottesfürchtige Leute, welche ihres Kindes sorgsam warteten, also daß es, nachdem es die katholische Mädchenschule zu Catania besucht und auch im Französischen und der Handarbeit gründlich unterrichtet worden, nicht minder durch weltliche Bildung, als durch christliche Frömmigkeit ausgezeichnet war. Leider aber besaß sie auch einen schönen Körper und ein feines Gesicht, denn obgleich dies ansonsten für ein Mädchen kein Unglück zu sein pflegt, so gerieth doch die fromme Agathe deshalb in eine Bedrängniß. Denn sie lebte nicht etwa zu unserer Zeit, auch nicht einmal zur Zeit der Maria Theresia, sondern schon vor sechzehnhundert Jahren. Es war dies aber noch eine harte Zeit für das Christenthum, denn die Juden waren damals noch zahlreicher als jetzt und außerdem gab es sehr viele Heiden, welche einen Lumpen und Wüstling, Jupiter geheißen, als Götzen verehrten und auch eine leichtsinnige Frauensperson, Venus genannt, zur Verehrung oft ganz nackt in Marmor abbildeten.

Dieses sündhaften Irrglaubens waren auch die Römer, welchen damals die Stadt Catania gehörte."

Er lächelte überlegen.

„Nun kann man sich denken, wie ungebildet und unsittlich ein Volk sein muß, wenn es ein nacktes Weib von schlechtem Rufe als Göttin verehrt, und leider war auch der Bezirkshauptmann, welcher damals im Namen des römischen Kaisers über Catania herrschte, ein Lump und Wüstling. Wenn er wo ein schönes Mädchen sah, so schleppte er es gleich in sein Haus. Nun wollte es das Unglück, daß dieser Bezirkshauptmann, welcher sich Quintilianus geschrieben hat, häufig durch die Gasse ging, wo die Eltern der Agathe ihr eignes Haus besaßen, und er sah sie am Fenster und sie gefiel ihm schon von unten herauf sehr gut. Noch mehr aber gefiel sie ihm, als er ihr einmal am Sonntag Vormittag nach der Messe auf der Straße begegnete und er trat an sie heran und sprach: „Du gefällst mir — komm' in mein Haus!" Sie aber rief: „Hebe Dich hinweg, denn ich bin ein tugendhaftes Mädchen!" Da sprach er weiter: „Also, wenn Du tugendhaft bist, so will ich Dich zum Weibe nehmen!" Sie aber erwiderte: „Bei den Römern geht es zu,

wie bei den Türken, und sie nehmen so viele Weiber, als ihnen gefällt. Wenn es aber auch nicht so wäre, so will ich doch nicht Dein Weib werden, denn Du bist ein Heide!" Da ergrimmte der Bezirkshauptmann und winkte einigen Polizisten und sie schleppten das Fräulein in sein Haus. Und nun sprach er: „Füge Dich meinem Willen, sonst lasse ich Dir die Ohren abschneiden." Sie aber schüttelte den Kopf. „Füge Dich meinem Willen," sprach er weiter, „sonst lasse ich Dir den Busen abschneiden." Da sagte sie: „Schneide mir ab, was Du willst — ich will als tugendhafte Christin sterben." Und da ließ er ihr den rechten Busen abschneiden und dann —"

„Halt" rief ich, „ich kenne die Geschichte."

Ich kannte sie wirklich, wenn auch nur zufällig. Als ich nämlich den Herbst vorher zu Florenz verweilt, da hatte mich das Bild des Sebastiano del Piombo, welches sich dort im Palazzo Pitti befindet und in grausig-schöner Art das Martyrium dieser Heiligen darstellt, so tief erschüttert, daß ich bei meiner Heimkehr in den Acta Sanctorum den Bericht hierüber nachgelesen hatte.

Das sagte ich dem Meßner, um ihn der Störung wegen zu begütigen, und fügte hinzu:

„Der Maler hat sie als herrliche, üppig erblühte Jungfrau dargestellt und wie ein Fürstenmantel wallt ihr um die Schultern das dunkle Haar!“

Aber kaum daß ich diese Worte ausgesprochen, da wich ich auch erstaunt, ja erschreckt zurück. Denn sie übten auf meine beiden Zuhörer eine seltsame, gewaltige, mir räthselhafte Wirkung.

Der Schuster-Tonl war, wie von einer Natter gestochen, aufgesprungen und ballte die Fäuste gegen mich und rief:

„Ihr lügt! — ihr Haar war golden!“

Der Meßner war todtenbleich geworden und wurde nun dunkelroth und faßte mich mit zitternder Hand beim Arme:

„War ihr Haar wirklich dunkel?“

Mir war es einen Augenblick zu Muthe, als wäre ich in ein Tollhaus gerathen. „Auf jenem Bilde ist es fast schwarz!“ erwiderte ich.

„Und ist der Maler,“ fuhr der Meßner fort, „ein verläßlicher Mann gewesen, welcher die heilige Person getreu abgebildet hat?“

Ich konnte wieder lächeln.

„Nein!“ versicherte ich, „Sebastiano hat die Heilige nicht persönlich gekannt!“

Der Mann athmete erleichtert auf, schlug ein Kreuz und verdrehte die Augen gegen das Kirchendach.

„Herr Gott, ich danke Dir!“ rief er. Und zu mir gewendet, sprach er salbungsvoll:

„O, lieber Herr Studiosus, welche Last war mir jetzt auf dem Herzen. Denn dieses Herz ist, mit Verlaub zu sagen, ein echt christliches und hänget besonders an dieser hochpreislichen Reliquie hier. Nun haben zwar gottlose Spötter schon oft an deren Echtheit gezweifelt, doch geschah es aus bösem Vorwitz und ohne jeglichen Grund. Wäre aber jener Maler, der Herr Sebastian, der ja im Uebrigen ein braver Mann sein mag, auch verläßlich und gewissenhaft, so wäre dieses für mein Herz sehr traurig. Und insbesondere wäre es“ — und bei diesen Worten zuckte blitzschnell ein widriges, tückisches Lächeln über sein Antlitz — „für den von mir innigst verehrten hochwürdigen Herrn Pfarrer hiesigen Orts eine fatale, ja sogar gewissermaßen nicht ganz ungefährliche

Geschichte. Denn was birgt dieser Schrein, mein lieber Herr Studiosus?"

Er schlug den Deckel zurück und sagte: „Eine echte Locke vom Haupte der heiligen Agathe und diese ist blond wie von Golde!"

„Ja — golden! — golden!" schluchzte der Schuster-Tonl, drängte sich heran und öffnete die Augen weit, als könnte er den Anblick nicht gierig genug einsaugen. Sein wüstes, verwittertes Gesicht wies dabei einen Ausdruck inbrünstiger, schmerzlicher Andacht, wie man ihn diesem Menschen nimmer hätte zutrauen mögen.

So blickte ich denn, als ich an den Schrein trat, mehr auf ihn, als auf die Reliquie. Denn an der war nicht viel zu beschauen. Auf einem hellblauen Pölsterchen, durch eine dicke Glastafel geschützt, lag ausgebreitet eine Locke von allerdings schönem, ja herrlichem rothblondem Haar. Daneben ein Votivtäfelchen, welches in Golddruck auf weißem Porzellan die Inschrift wies:

DIE CORP. DOM. MDCCCLXVIII.

„Wie?" fragte ich, „ist die Reliquie erst seit dem Frohnleichnamstage 1868 in Waldkirchen?"

„In Waldkirchen schon weit länger," erwiderte der Meßner, „aber erst seit jenem Tage in hiesiger Kirche und allgemeiner Verehrung zugänglich. Verstatten Sie, daß ich diese merkwürdige Thatsache des Nähern berichte."

Er schöpfte tief Athem — ich hatte offenbar eine längere Rede zu erwarten, aber diesmal sah ich ihr nicht bange entgegen, sondern in größter Spannung.

„Vor allem sei es bemerkt, daß ich, nachdem ich vorher selbiger Aemter zu Sternegg gewaltet, im Frühling 1868 durch die Gnade des hochwürdigsten Herrn Abtes von R. hierher berufen ward, in den Herzen hiesiger Jugend die Wurzeln der Bildung auszustreuen und zugleich jene Pflichten zu erfüllen, so unsere heilige Religion dem Meßner auferlegt. Aber damals ahnte ich noch nicht, daß es mir zugleich vergönnt sein werde, Gläubige durch Vorzeigung dieser Reliquie zu erquicken. Denn weder wußte Jemand im Orte von diesem kostbaren Schatze, noch würdigten mich Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, einer Mittheilung hierüber. So sollte denn ich, der ich der heiligen Kirche nahestehe und mich sogar zu ihren, wenngleich geringeren

Dienern zählen darf, Alles erst durch denselben Zufall erfahren, wie die anderen Glieder der Gemeinde. Aber war es ein Zufall? Nein! Es war Gottes Finger — vernehmen Sie, wie er hier gewaltet hat!

„Schon bei meiner Herkunft beklagten sich nämlich Seine Hochwürden über stechende Schmerzen in der Brust und am Montage jenes hochheiligen Festtages sagten Sie mir: „Ich leide schwer — meine Lungen schmerzen bei jedem Athemzuge, als hätte ich da eine Wunde — ich fürchte, ich werde morgen bei der Procession im glühenden Sonnenschein auf dem staubigen Wege zusammenbrechen!“ Also klagten Sie, ich aber tröstete: „Der Herr wird Sie stärken!“ und fügte hinzu, wie dieses Wandeln durch Staub und Gluth dem Himmel wohlgefällig sei, versprach aber auch, Christum und die heilige Gottesmutter in inbrünstigem Gebete um solche Stärkung anzuflehen.

„Die Himmlischen aber erhörten mein Gebet nicht, denn sie wollten, daß diese Reliquie allgemeiner Verehrung theilhaftig werde! Darum waren Seine Hochwürden am Frohnleichnamstage noch kränker, als bisher, und gingen todtblaß und wankenden

Schrittes mit dem Sanctissimum unter dem Baldachine einher. Als wir aber zu dem Altare kamen, den der fromme Wiesenbauer vor seinem Hause errichtet, da sanken der Herr Pfarrer zusammen, so plötzlich, daß ich kaum das Sanctissimum vor der Berührung mit dem Staube bewahren konnte, indem ich es aus seiner Hand riß. Er aber schlug zur Erde hin und ein Blutstrom quoll aus seinem Munde und überfluthete das priesterliche Ornat, also daß ich später mit dem Fleckputzen große Mühe hatte.

„Entsetzt schrie das Volk auf und drängte sich dicht heran und wußte keinen Rath. — „Wehe! wehe!“ schrieen sie — „Solches ist noch nie erhört worden und bedeutet Unglück für das Dorf.“ Einige aber schrieen: „Helft dem Pfarrer — er verblutet!“ rührten aber auch keine Hand. Da raffte ich mich auf und übergab das Sanctissimum meinem Sohne, welcher mir allhier als Helfer in Meßnerei und Schule beigegeben ist, und kniete neben dem Kranken nieder, hob sein Haupt und löste ihm das schwere Ornat von Brust und Schultern. Hierbei halfen mir der Wiesenbauer und sein Sohn, indem sie den Bewußtlosen stützten.

„Als ich aber das Gewand auf der Brust gelöset und zurückgeschlagen, da sahe ich, daß der Herr Pfarrer darunter an einem Bändchen ein rothseidenes Beutelchen trug, gerade auf dem Herzen. Ich griff darnach und öffnete es rasch, wahrlich nicht aus Neugierde, sondern weil ich wußte, daß Pilger, welche von den heiligen Stätten oder von Rom zurückkehren, solche geweihte Amulete mitzubringen pflegen, welchen oft eine wunderbare Kraft innewohnt. Da nun der hochwürdige Herr vor zwei Jahren in Rom verweilt, so vermuthete ich in dem Beutelchen ein solches Amulet und wollte es hervorziehen, um vielleicht dadurch den Blutstrom zu hemmen. Aber als ich nun den Inhalt hervorzog, entfuhr mir ein Ruf des Staunens, denn im Beutelchen lag diese Locke hier. Das Volk aber schrie wild auf: „Sehet! sehet! der Priester, der Mönch hat eines Weibes Haar selbst an diesem hochheiligen Tag am Herzen getragen! O, über den Sünder — sehet, es war Gottes Hand, welche ihn vor dem Altare niedergeworfen!“ Nur Einer drängte sich heran und rief mit lauter Stimme: „Schweiget — er stirbt!“ und dieser war der Georg Grueber, des hiesigen Steinbauern Sohn,

welcher schon damals als Thalhofbauer zu Sternegg saß. Und selbiger gewaltthätige und ungerechte Mann riß mir auch das Beutelchen und die Locke aus den Händen und schrie mir zu: „Hebe Dich hinweg, frommer Spion!“ Ich aber gedachte des Wortes der Schrift, daß der Gerechte auf Erden oft erniedriget wird, und blieb und betete.

„Diesem Gebete und sicherlich nicht dem Wasser und den Riechmitteln, mit welchen der Georg den Hochwürdigen zu beleben suchte, diesem Gebete allein schreibe ich es trotz aller christlichen Demuth zu, daß sich die Blutung stillte und der Herr Pfarrer endlich die Augen aufschlugen. Sein erster Blick fiel auf mich und dann auf sein gelösetes Gewand, und da tastete er angstvoll nach seinem Herzen und rief: „Wo ist die Locke?!“ Und wirren Blickes stammelte er dann: „Agathe — ich sterbe!“ . . . und neue Ohnmacht kam über ihn, das Volk aber gerieth nun vollends in wildesten Aufruhr. Denn Agathe — wol sträubet sich meine Zunge, diese nichtswürdige Verleumdung zu wiederholen, aber ich muß es thun, weil sonst Sie, verehrter Herr Studiosus, das Folgende nicht verstehen würden — Agathe also hieß auch jene Magd, von welcher

Spötter und Bösewichte behaupteten, daß sie dem Herrn Pfarrer — —"

Er stockte, wieder überflog blitzschnell jenes widrige Lächeln sein Antlitz.

„Darum also," fuhr er fort, „empörte sich das fromme Volk, als es diesen Namen von seiner Lippe vernahm und schrie: „Es ist das Haar seiner Liebsten — des Schuster-Tonls Aga hat er angerufen!" Ich aber schwieg, und mein Flehen wandte sich nur noch inbrünstiger zu den Heiligen droben! „Christus und Maria," flehte ich, „und besonders Du, heilige Agathe, Schutzpatronin der Kirche, welcher dieser würdige Priester dient, bringe seine Unschuld an's Licht." Und auch dieses Gebet, mein Herr Studiosus, wurde sofort erhört. Denn der Georg Grueber richtete sich auf und rief: „Schweiget, Ihr Thoren! Er hat die heilige Agathe angerufen, und dieses Haar ist eine Locke von ihrem Haupte — er hat die Reliquie in Welschland erworben und stets am Herzen getragen, weil sie ihm so theuer war!" Da verstummte das Volk, nur der fromme Wiesenbauer sprach: „Lüge nicht Georg! Warum hat er uns, den Frommen, nichts davon gesagt und nur Dir, dem gottlosen Spötter?!" Der Georg aber

rief: „Weil er weiß, daß ich kein Spötter und Gottloser bin — im Uebrigen wartet, bis er es Euch selbst sagt! Jetzt aber gehet heim, Leute, denn die Procession ist jedenfalls zu Ende!" Und darauf zerstreute sich das Volk wirklich; nur einige, darunter der Wiesenbauer, der Georg und ich, blieben bei dem Kranken und schafften ihn in sein Haus.

Auf dem Wege frug noch der Wiesenbauer: „Meßner — was haltet Ihr von der Sache?" worauf ich erwiderte: „Wohl ist der Georg Grueber ein gewaltthätiger und schier gottloser Mensch, hat auch, statt die heilige Kirche, die Thalhofbauer-Vroni in Sternegg gefreit" (was sich, lieber Herr Studiosus, darauf bezog, daß dieser Mann früher Studiosus der Theologie zu Graz gewesen war), „aber Ihr wisset, daß unser Herr Pfarrer dennoch sein Freund ist — wir wollen warten, was er selbst sagt!" Und wir vernahmen die Bestätigung noch am selben Tage. Denn als der hochwürdige Herr wieder sprechen konnte, fragte ihn der Georg in unserem Beisein: „Weß ist diese Locke?" und er erwiderte: „Der heiligen Agathe!" Wohl machte mich der fromme Wiesenbauer darauf aufmerksam, daß der Georg vorher dem Pfarrer etwas

heimlich zugeflüstert, aber ich verwies ihm solche Reden und sagte: „Ein hochwürdiger Herr lüget nicht!“

„Dann ging ich heim und berichtete die Begebenheit an meinen Gönner, den hochwürdigen, hochmögenden Herrn Abt von R., und zwei Tage später traf ein Delegat hier ein, der alte Herr Pater Anselmus, ein gar lieber und fröhlicher Herr, welcher leider im Sommer vorigen Jahres plötzlich nach allzureichlicher Mahlzeit aus diesem irdischen Jammerthal in die bessere Heimat abberufen worden ist. Dieser hochwürdige Herr nun vernahm sowohl uns, als den Herrn Pfarrer und verfaßte ein Protokoll, in welchem verzeichnet war, daß dieses Haar von dem damaligen Weltpriester, jetzigen Ordensbruder Pater Eusebius Waldner im Jahre des Herrn 1866 zu Rom um fünfhundert Goldgulden als echte Locke vom Haupte der heiligen Agathe erworben worden sei.

„Dieses Protokoll fertigten wir alle, auch der hochwürdige Anselmus, welcher dabei bemerkte: „Diese Reliquie ist ebenso echt, wie die meisten anderen.“ Und seit jenem Tage ist sie auch allgemeiner Verehrung ausgesetzt, denn die Bitte

unseres Herrn Pfarrers, sie auch fernehin allein verehren zu dürfen, konnte nicht erfüllet werden. Doch verrichtet er auch jetzt noch häufig einsam und unter Thränen seine Andacht an derselben! Am Tage der heiligen Agathe, zugleich dem Kirchweihtage hiesigen Orts, dem fünften Februarius, wallfahrten trotz der ungünstigen Jahreszeit, in welche leider dieser Tag fällt, viele Leute hierher, und es ist zu hoffen, daß der Ruf des Heiligthumes immer höher wächst. Ein Mirakel aber," schloß er seufzend, „ist bisher leider noch nicht geschehen!"

Ich entlohnte die Mühe des würdigen Mannes nach Kräften und verließ, von den seltsamsten Empfindungen erfüllt, die Kirche.

Vorher aber sah ich noch ein überaus widriges Schauspiel. Der Meßner mußte den Schuster-Tonl, der fortwährend die Locke angestarrt und nicht auf die Erzählung geachtet, mit Gewalt vom Schreine weg und aus der Kirche zerren.

„Lasset mich hier", schluchzte der alte Mensch, „um Christi Willen — noch ein Weilchen lasset mich die heilige Sach' beschauen!" Und als er endlich vor der Thür war, da ballte er die Fäuste und ging schimpfend und fluchend davon.

„Solches bereitet mir dieser Lump immer!“ sagte der dicke Mann athemlos, indem er die Kirchenthüre verschloß. „Er hänget an dem Heiligthume, wenn auch aus einem lächerlichen und fast sündhaften Grunde.“

„Aus welchem?“

„Er behauptet, daß das Kopfhaar seiner Tocher, welche in der Fremde verschollen, von derselben Farbe gewesen sei, wie das unserer Heiligen. Thöricht Geschwätz! — Der Branntwein hat sein Gehirn verbrannt! — Gott befohlen, verehrter Herr Studiosus!“

Ich wanderte weiter, die Straße gegen Sternegg. Als ich an einem kleinen Hause vorüberging, hörte ich Wehklagen daraus ertönen und dann eine schwache, heisere Stimme milde Trostworte sprechen.

Ich erkannte diese Stimme sofort, obwol ich sie am Vortage nur wenige Worte hatte reden hören. Als ich nach einigen Schritten zurückblickte, sah ich den Pfarrer aus dem Hause des Schneider-Bartl treten.

Ein junger, vierschrötiger Schlingel im Meßnerkleid, der Sohn meines Cicerone, schritt ihm

mit dem Glöcklein lustig voran. Er aber wankte langsam hinterher. Wieder sah ich sein blasses Antlitz und die traurigen, müden Augen. Einen Todtkranken hatte er getröstet — ein Todtkranker war er selbst . . .

Um die Mittagszeit, nach dreistündiger Wanderung, war ich in Sternegg.

Ich kehrte im Thalhofe ein, nicht blos, um die Grüße meines freundlichen Wirths zu überbringen, sondern weil ich darnach brannte, den Georg Grueber kennen zu lernen. Er allein konnte mir ja die Frage beantworten, welche ich mir auf dem langen Wege rastlos zu lösen versucht.

Aber ich kam nicht dazu, diese Frage zu stellen. Georg Grueber, der mich, nachdem ich die Grüße seiner Eltern bestellt, wie einen alten Freund aufnahm, war nicht der Mann, dem ich durch plumpe Neugier den willkommenen Anlaß gegeben hätte, sich und seinen armen Jugendfreund in interessantem, romantischem Lichte erscheinen zu lassen. Denn dieser glücklichste Mensch, den ich je kennen gelernt, vereinte mit einem einfachen, fast derben Wesen eine schöne harmonische Bildung und ein tiefes, feinfühliges Gemüth.

Das erkannte ich in der ersten Stunde unseres Beisammenseins und schwieg darum. Ich erzählte ihm nicht einmal von jener Begegnung mit dem Pfarrer, und daß ich die Reliquie gesehen.

Es fehlte uns ja auch sonst nicht an interessantem Gesprächsstoff. Als ich ihn am Nachmittage auf einem Rundgange durch seine Felder begleitete, erzählte er mir von der Art, wie er sein anscheinend so einförmiges Leben eingerichtet, und wahrlich! — ich blickte in eine Idylle, wie sie bisher kein Dichter gleich schön, einfach und menschlich wahr ersonnen. Alles an diesem Menschen war harmonisch, selbst sein Verhältniß zur Kirche. Wer einmal die Kutte getragen und sie dann gewaltsam abgestreift, pflegt dann oft ein Atheist der schlimmsten, lautesten, unduldsamsten Sorte zu werden. Er aber freute sich wol seiner eigenen Klarheit, ließ aber jeden selig werden, wie ihm beliebte. Georg war nicht, wie so viele Ex-Theologen, ein „libertinus", sondern ein „liber", kein Freigelassener, sondern ein Freier.

Das erwies sich auch in der Art, wie er über den einstigen Pfarrer seines Ortes, Cölestin Weber, urtheilte.

Wir kamen erst spät auf diesen Mann zu sprechen, am Morgen des nächsten Tages, da mir Georg noch ein Stück Weges über Sternegg hinaus das Geleite gab. Ich erzählte ihm, wie wir den sonderbaren Studenten im Colleg behandelt, und er hörte es mit Betrübniß.

„Es scheint das Schicksal dieses Menschen," sagte er, „daß ihm ewig bitteres Unrecht angethan wird. Seine Kutte ist schmutzig, das ist leider wahr; aber wol selten ist Jemand über diese Erde gegangen, der sich bei dieser harten Wanderung das Herz gleich rein und edel bewahrt hat. Und gewiß keiner, der ernster und schmerzlicher nach Erkenntniß und Wahrheit gerungen hat. Aber — was ist Wahrheit? Andere kommen darüber hinaus, keine Antwort auf diese Frage zu wissen, — Cölestin ist daran zu Grunde gegangen!"

„Sie kennen ihn näher?" fragte ich.

„Ja — er ist mein Freund, außer mir lebt ein einziger Mensch auf Erden, der ihn so genau kennt, wie ich. Und eben um der Art willen, wie er gegen diesen Menschen handelte, habe ich ihn Jahre lang gehaßt, bis ich die Thatsachen genauer erkannte und ihn dann aus demselben Grunde

verehren mußte. Es war eine sonderbare Geschichte — ich darf sie Ihnen erzählen, denn Sie können nie ahnen, wen sie angeht."

Ich wurde blutroth, aber ich fand den Muth nicht, ihm zu sagen, daß ich es schon jetzt ahnte.

„Also hören Sie!" fuhr Georg fort. „Ich hatte einen Freund, der ein tiefgläubiger, hochbegabter, überaus sanftmüthiger, aber charakterschwacher Mensch war. Diesem jungen Manne — er war Weltgeistlicher — stand allem Anscheine nach eine glänzende Carriere bevor; er war sofort nach Abschluß seiner Studien Pfarrer einer ansehnlichen Gemeinde geworden, außerdem hatte der Bischof ihm, seinem Liebling, eine wichtige und ehrenvolle literarische Arbeit übertragen. Ich freute mich seines Glückes, obwol sein Weg nicht der meine war.

„Da erfuhr ich, daß er, scheinbar ohne jede äußere Ursache, urplötzlich ein ascetischer Frömmler geworden und gegen den Willen des Bischofs in einen Mönchsorden getreten, denselben, dem Cölestin angehörte. „Das ist das Werk des Weißrocks von Sternegg," sagten die Leute, und ich mußte es glauben und fluchte dem Fanatiker,

welcher den schwachen Menschen umstrickt und in eine finstere, brütende Melancholie hineingezerrt.

„Erst später erfuhr ich, wie sich die Sache in Wahrheit zugetragen. Jener junge Geistliche war tiefgläubig und rein, aber — er war ein Mensch! Eine schöne Dirne seines Dorfes hatte seine Sinne entflammt, dann auch sein Herz; auch sie liebte ihn mit einer so echten, starken Leidenschaft, daß ihr die „Sünde“, welche sie dadurch beging, wol kaum in's Bewußtsein trat. Dem Manne ihres Herzens anzugehören und ihm dienen zu dürfen, schien ihr ein so hohes Glück, daß sie es auch gern mit dem Spott, ja mit der Verachtung der Welt erkauft hätte. Darum forderte sie von dem Geliebten nichts, als daß er sie als „Köchin“ in sein Haus nehme.

„Wenn Sie erwägen, wie oft ähnliche Verhältnisse in unsern Pfarrhäusern anzutreffen sind, so wird Ihnen dieser Wunsch vielleicht vom Standpunkte eines Dorfmädchens gar nicht frech, ja nicht einmal auffällig erscheinen. Bedenklicher ist es schon, daß der junge Geistliche ihr dies zusagte — er war eben schwach und die Versuchung groß. Erst in letzter Stunde, als eben

das Mädchen zum Einzug in sein Haus rüstete, kam ihm die Reue, er fühlte Gewissensbisse und wandte sich an Cölestin. Dieser fragte ihn nur kurz: „Liebst Du sie?“ und auf die Antwort „Ja!“ gab er den ebenso kurzen und bündigen Rath: „Dann ziehe den schwarzen Rock aus, werde Protestant und heirathe sie!“ Dazu konnte sich der schwache, ehrgeizige Mensch nicht entschließen, aber ebenso wenig wagte er es, dem Mädchen seinen Wunsch abzuschlagen.

„In dieser Bedrängniß gerieth er auf einen curiosen Ausweg. Er beschloß, das Verhältniß, welches bisher ein reines war, abzubrechen und zugleich, um alle Versuchung abzuschneiden, Mönch zu werden, weil er als solcher keine Köchin in seinem Hause halten durfte. Bei diesem Schritte war ihm Cölestin allerdings behülflich, aber erst, nachdem er vergeblich alle Ueberredungskunst aufgewandt, den Freund hiervon abzuhalten. Denn er sah die unseligen Folgen voraus, wie sie auch richtig eintrafen. Das leidenschaftliche Mädchen, welches sich verschmäht sah und nach ihrer Auffassung betrogen glaubte, ging in die Stadt und ist da verdorben oder gestorben. Der junge Geist-

liche aber verlor durch diesen Schritt nicht blos die Gunst des Bischofs, sondern auch für immer den Frieden seiner Seele. Denn erst nach der Trennung erkannte er, wie sehr er jenes Mädchen geliebt, und fluchte jener Satzung, welche ihm verwehrt hatte, ohne schwere Sünde, ohne Trug und Heuchelei, glücklich zu werden. Er verlor den Glauben, die inneren Kämpfe brachten eine Krankheit, zu welcher der Keim allerdings in ihm lag, zum Ausbruch — er wurde ein entsetzlich unglücklicher Mensch. Aber das war er nicht durch Cölestin, sondern trotz Cölestin geworden. Als ich dies erkannt, habe ich um Cölestins Freundschaft geworben, wie einst um die Liebe meines Mädchens. Es ist mir gelungen! Noch einmal: der Schein ist gegen ihn, aber man soll nicht nach dem Scheine urtheilen."

So erzählte er, und darauf hin konnte ich nicht länger heucheln.

Ich faßte warm seine Hand, „Sie haben Recht," sagte ich bewegt, „man soll nicht nach dem Scheine urtheilen. Ich kenne einen Mann, der in Glaubensdingen freisinnig ist, und der dennoch bewirkt hat, daß eine Haarsträhne vom

Haupte eines Dorfmädchens als Reliquie einer Heiligen verehrt wird. Aber er hat es gethan, um einen tiefunglücklichen Menschen wenigstens vor äußerer Schmach zu bewahren. Und er hat recht gehandelt!“

Der junge Mann blickte mich erglühend, mit weitgeöffneten Augen, fassungslos vor Staunen an. Ich aber schritt raschen Schritts und bewegten Herzens weiter in's Land hinein . . .

„Sophie!“

Mitternacht war vorüber; die meisten Gäste hatten das freundliche Haus verlassen, und im großen Salon, in dem noch eben so viel Leben gewesen, war nun kein anderer Laut vernehmbar, als das leise Knistern der herabgebrannten Kerzen. Aber im anstoßenden Gemache, im Rauchzimmer, war die Unterhaltung noch lebhaft im Gange. Die besten Freunde des Hauses hatten sich da zusammengefunden: ein Arzt, zwei Schriftsteller, — die Collegen des Hausherrn, — endlich jener Mann, dem zu Ehren das Fest stattgefunden, ein Naturforscher aus Norddeutschland, der sich in jungen Jahren einen großen Namen gemacht. Im Dienste seiner Wissenschaft war er in unsere schöne, ewig heitere Großstadt gekommen und ertrug es nun resignirt, daß wir ihn in unserer Art laut, fast leidenschaftlich

feierten. So hatte er auch diesen Abend hindurch still und schüchtern die Bewunderung über sich ergehen lassen. Nun aber, nachdem sich der große Schwarm verlaufen und ihm Niemand mehr das Prädicat eines „neuen Humboldt“ an den Kopf warf, nun wurde er auch fröhlich und nahm an dem Gespräche Theil, so weit dies seiner etwas wortkargen Art bequem war.

Eine Weile hindurch war ihm freilich selbst diese spärliche Betheiligung nicht recht möglich. Denn wir waren auf ein Thema gerathen, welches eben alle Kreise der Wiener Gesellschaft lebhaft interessirte, ihm aber, der die Betheiligten nicht kannte, höchst gleichgiltig sein mußte. Es war dies ein fröhliches Ereigniß, welches sich unter den seltsamsten Umständen gefügt: die Verlobung eines jungen, schönen Mädchens, einer der reichsten Erbinnen der Stadt, mit einem armen, unberühmten Maler. Der Künstler, der seit Jahren, von der Noth und der Erfolglosigkeit seines Schaffens gedrängt und gedemüthigt, in einer Wiener Vorstadt lebte, der weder als Maler noch als Mensch irgendwie hervorragend war, hatte das stolze, vielumworbene Fräulein bei einem Kostümfeste im Atelier

eines berühmten Kunstgenossen kennen gelernt und solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie eines seiner schüchternen Complimente mit der Aufforderung beantwortet, bei ihrem Vater ihre Hand zu erbitten. Das hatte denn der Künstler am nächsten Tage gethan und auch keineswegs, wie er befürchtet, eine Abweisung erfahren. Denn vorher hatte das Mädchen mit den Eltern gesprochen und kurzweg erklärt, sie liebe den Maler so leidenschaftlich, daß sie ohne ihn nicht leben wolle und könne. Da blieb dem reichen Vater freilich nichts übrig, als allen Träumen auf eine glänzende Verbindung zu entsagen und dem unwillkommenen Eidam seine Arme und seinen Geldschrank zu öffnen.

Dies die Thatsache, die, wie erwähnt, ungemeines Aufsehen erregte. Und mit Recht. Der glückliche Bräutigam war weder geistreich, noch talentvoll, noch schön, — welcher Zauber hatte das herrliche Mädchen nach kurzem Beisammensein willenlos in seine Arme gelegt?

„Sie ist wol nervös und excentrisch?“ bemerkte der Arzt.

„Nein!“ rief die Hausfrau. „Ich kenne sie seit fünf Jahren und verbürge mich dafür, daß ein

schöneres Musterbild edler Weiblichkeit unter den Mädchen unserer Stadt kaum zu finden ist. Ja, lieber Doctor, hätten Sie Recht, wäre sie eine Närrin, dann wäre auch das Räthsel gelöst. Aber so?! Ich habe es bis zur Stunde nie geglaubt, nie für möglich gehalten, daß zwei junge Leute nach einmaligem, flüchtigem Beisammensein auch nur eine Spur von dem empfinden könnten, was man Liebe nennt, — ernste, wirkliche, wahrhaftige Liebe! Und nun —"

„O!" rief ihr Gatte dazwischen, „hast Du mir nicht selbst gestanden, daß Du mich nach unserer ersten Quadrille —"

„Daß ich Dich da ganz angenehm fand? Gewiß! Es war mir Recht, daß Du an jenem Abend noch einige Male mit mir tanztest, und ich war auch gar nicht böse, als Dich Papa beim Abschied aufforderte, uns zu besuchen. Vielleicht," fügte sie lächelnd hinzu, „vielleicht habe ich ihn sogar selbst darum gebeten. Aber was beweist dies? Daß ich Dich bereits liebte? Gewiß nicht! Liebe keimt langsam, wie alles Herrliche auf Erden, das heißt: im Leben; — in Romanen ist es freilich anders!"

„Und so spricht die Gattin eines Romandichters!"

rief unser kleiner Lyriker S. „O, verehrte Freundin, ist denn das Leben nicht ohnehin nüchtern genug, — wollen Sie auch das Bischen Poesie daraus wegleugnen?“

„Nicht die echte, nur die erlogene!“ erwiderte die hübsche Frau energisch. „Daß zwei Menschen einander willenlos in die Arme stürzen, ist übrigens meines Erachtens nicht einmal gar so poetisch. Was aber die Hauptsache: es ist unwahrscheinlich —“

„Und doch hat sich der Fall eben ereignet!“ wandte der Lyriker ein.

„Hm, wer weiß?! Vielleicht haben die Beiden einander längst gekannt und nur jenes Zusammentreffen bei dem Kostümfeste zu seiner Entscheidung benutzt.“

Der Dichter lächelte. „Sie sind sehr modern, verehrte Frau! Sie folgen dem Zuge der Zeit, jedes Wunder natürlich zu erklären, sogar das Wunder der Liebe! Von uns Poeten haben Sie wenig Dank zu erwarten, aber wol desto mehr von den Naturforschern. Vielleicht stimmt Ihnen unser verehrter Gast bei?“

Der Professor schüttelte lächelnd das Haupt, und ein flüchtiges Erröthen überflog sein feines, kluges,

scharf geschnittenes Antlitz. „Doch nicht!“ sagte er. „Auch ich glaube daran, daß die Liebe den Menschen jäh und gewaltig überkommen kann, nach einmaliger Begegnung.“

„Und warum glauben Sie dies?“ fragte die Hausfrau. „Haben sie derlei je erlebt?“

„Ja.“

„Selbst erlebt?“

„Das ist eine Gewissensfrage!“ bemerkte er lächelnd, und wieder flog jenes Erröthen über seine Züge. „Aber die Geschichte war — leider! — so harmlos und, was ihre äußeren Umstände anbetrifft, so nebulos, daß ich weder an Anderen noch an mir selbst einen Verrath begehe, wenn ich Ihre Frage ehrlich beantworte: Ja, ich habe es an mir selbst erlebt.“

„Und Sie hatten das Mädchen in der That nie vorher gesehen?“

„Nie.“

„Nichts vorher von ihr gehört?“

„Nichts.“

„Und Sie unterhielten sich lange mit ihr?“

„Nein, — gar nicht.“

„Wie?“

„Gar nicht, — ich habe nie den Ton ihrer Stimme vernommen."

„Das ist seltsam," sagte die Dame betroffen, „sehr seltsam!" Eine neugierige Frage schwebte ihr auf den Lippen, aber sie dämmte sie zurück. „Aber wir haben ja noch einen andern Mann der exacten Wissenschaft in unserer Mitte," fuhr sie fort und wandte sich an den Arzt. „Wie lautet Ihr Urtheil, lieber Doctor?"

Der Arzt hatte starr vor sich hingeblickt, wie in tiefes Nachdenken versunken. Doch mochte er auf die Frage gefaßt gewesen sein, denn er erwiderte sofort:

„Ich bin gleichfalls nicht Ihrer Ansicht, gnädige Frau. Auch ich habe einen Fall erlebt, der gegen Sie spricht!"

„Und gleichfalls selbst erlebt?"

„Nein, — aber an Jemand, den ich kenne, wie mich selbst, und für den ich einstehe, wie für mich selbst. Es ist eine junge Dame, von der ich spreche, ein vernünftiges, ernst und streng erzogenes Mädchen. Dieses Mädchen hatte für einen Mann, den es einmal gesehen, eine so tiefe Leidenschaft gefaßt, daß es lange Jahre mit seinem Gefühle kämpfen

mußte, ehe ihm der Gedanke erträglich schien, eines Anderen Weib werden zu können."

„Aber sie brachte es doch zuwege?"

„Gottlob, — ja!" erwiderte der Arzt sehr ernst. „Einsam dahin zu welken, wäre doch eine allzu herbe Strafe dafür gewesen, — ein Herz zu haben!"

„Ein überaus empfängliches Herz?"

„Wie man's nimmt! Bis dahin und nachher hat sich dieses Herz recht spröde erwiesen."

„Das Fräulein war wol sehr phantastisch?"

„Durchaus nicht, — ein ruhiges, verständiges Mädchen!"

„Da muß ich mich ja wol geschlagen geben!" rief die Hausfrau und blickte wie hülfeflehend um sich. Ihr Blick streifte das Antlitz des Professors und blieb erstaunt darauf haften. Denn dieses Antlitz zeigte einen so weichen, träumerischen Ausdruck, wie ihn wol Niemand in diesen ruhigen Zügen vermuthet hätte.

Er bemerkte den forschenden Blick, aber das träumerische Lächeln wich nicht von seinem Antlitz. „Es war eine seltsame Geschichte!" sagte er. „Ich habe sie längst in meinem Herzen vergessen geglaubt und bin selbst erstaunt, daß sie mich noch



heute zu ergreifen vermag . . . Wollen Sie die Geschichte hören?“

„Ich wagte nicht, darum zu bitten —“

„Warum nicht? Das Weh ist längst verwunden, und was ich noch empfinde, ist jenem Gefühle ähnlich, welches uns ergreift, wenn wir uns schweren Siechthums erinnern: ein leises Mitleid mit den eigenen Schmerzen und zugleich die Freude, daß sie vorbei sind. Auch ist es keine gewöhnliche Liebesgeschichte; sie geht mich allein an, nur mich. Eine Empfindung, die ich mit einem anderen Wesen getheilt, käme mir wol schwer über die Lippen, — vielleicht gar nicht. Endlich ist der Vorfall wirklich seltsam und, wie mich dünkt, der Mittheilung nicht unwerth.“

Die Gesellschaft rückte näher um ihn zusammen, und er begann:

„Es war vor etwa zehn Jahren, und zwar, um es mit documentarischer Bestimmtheit festzustellen, am 26. December 1869. Ich hatte meine Studien an verschiedenen Hochschulen fortgesetzt und im Herbst jenes Jahres die Universität Gr. bezogen, um da meinen Doctor zu machen. Verschiedene Gründe hatten mich bewogen, just diese kleine

Hochschule für meinen Zweck zu erwählen. Erstlich wohnte mir da ein treuer Freund und Arbeitsgefährte, der Docent Dr. H., mit dem ich damals das Material für unser später erschienenes Werk über die Mollusken zu sichten begann; zweitens waren an jener Universität die Promotions-Taxen ungewöhnlich niedrig bemessen. Ich lebte still und eingezogen, kannte kaum eine Familie der Stadt und beschränkte auch meinen Verkehr mit den Commilitonen so weit, als dies irgend möglich war. Ganz konnte ich ihn nicht abbrechen, weil sich in Gr. eine Cartel-Verbindung jener Burschenschaft befand, der ich während meiner Studienzeit angehörte. Ab und zu besuchte ich denn deren Kneipe und that es nicht ungern, weil ich da liebe Menschen fand und der Geist der Verbindung ein sichtlich ernster und tüchtiger war. Durch diesen Geist sympathisch angeregt, unterlag ich gleich an einem der ersten Abende, — am 18. October, — jenem Rededrange, der, mehr oder minder heftig, jeden deutschen Studenten quält, und hielt einen Speech über die Bedeutung dieses Gedenktages. Mochte mich nun der Beifall begeistern, der gleich nach den ersten Sätzen losbrach, oder waren sonst die oratorischen

Talente in Gr. dünn gesäet, — genug, ich wurde nach Schluß der Rede auf den Tisch gehoben, enthusiastisch angesungen und verließ die Kneipe als feierlich promovirter Demosthenes. Sogar das Tageblatt von Gr. widmete mir aus diesem Anlaß eine Notiz.

Ich muß mir der Wahrheit gemäß nachsagen, daß mich dieser Erfolg meinen Mollusken nicht untreu und auch sonst nicht hochmüthig machte. Ja noch mehr: als mir zwei Monate später meine Commilitonen sehr dringlich an's Herz legten, mir neue Lorbeeren als patriotischer Redner zu holen, lehnte ich dies energisch ab. Leider reichte meine Energie nicht aus, den fortgesetzten Bitten Stand zu halten, und die Aufgabe war zudem in der That eine verlockende. Am 26. December 1869 wurden es hundert Jahre, daß Ernst Moritz Arndt auf Rügen geboren worden. Sie wissen, der wackere alte Herr gehört zu den National-Heiligen unseres Volkes und verdient es auch redlich; einige seiner Lieder werden wol nicht eher sterben, als die Sprache, in der sie gedichtet sind. Das ganze Deutschland rüstete zur Gedenkfeier, und in Gr. hielt man sich noch besonders verpflichtet, alle Kraft

darauf zu wenden, weil sich ja diese Landschaft Arndt's als ihres Sohnes rühmen darf. So traten denn bereits mehrere Wochen vorher Vertreter der Stadt und der Studentenschaft zusammen und vereinbarten eine Reihe von Festlichkeiten; den Höhepunkt derselben sollte ein Festabend im größten Saale der Stadt bilden. Den ersten Redner stellte die Bürgerschaft, den zweiten zu erwählen, ward den Studenten eingeräumt, und, wie erwähnt, so ernstlich ich mich sträubte, es nützte mir doch nichts!

So hob ich denn seufzend das Mikroskop von meinem Arbeitstische, rückte meine Präparate zusammen und legte einige Bogen schönen, weißen Papieres hin, um meine Rede zu entwerfen. Aber ach! die Blätter füllten sich sehr langsam, und das, womit sie sich füllten, war just kein Meisterwerk. Da sich der erste Redner natürlich Arndt's Leben und Thaten zum Thema gewählt, so mußte ich mir einen Stoff allgemeinen Wesens erkiesen und hatte vor, über die Bedeutung der politischen Dichter für die deutsche Nation zu sprechen. Der Wille war gut, aber die Kraft schwach. In Prima hatte ich es noch, wie jeder langhaarige deutsche Jüngling, trefflich gekonnt, mit Phrasen zu wirthschaften; aber

diese schätzbare Kunst war mir allmälig durch die Beschäftigung mit meiner nüchternen Wissenschaft gründlich verloren gegangen. Hierzu kam, daß ich vielleicht, — es ist ja Alles möglich, und meine Collegen schrieen es mir laut genug in die Ohren, — ein geborener Redner war; ein geschulter war ich nicht, und meine Rede kunstvoll zu componiren, aufzuschreiben und zu memoriren, war mir ein saures Stück Arbeit.

Endlich war sie gethan; aber als ich in der Dämmerung jenes Abends die Rede noch einmal recitirte, da hielt mich einzig der Trost aufrecht, daß sie Anderen doch vielleicht besser gefallen werde, als mir.

Bange trat ich den Weg zum Festsaale an, nicht ahnend, daß ich in der That einem großen Ereigniß entgegen ging, dem süßesten, schmerzlichsten, räthselhaftesten meines Lebens. Ich kam gerade zurecht, um den Beifallssturm zu hören, welcher der Rede des Bürgermeisters folgte, und drängte klopfenden Herzens durch die dicht gestaute Menge der Tribüne zu. ‚Wir haben eben nach Dir schicken wollen!‘ riefen mir die Freunde entgegen; ich stammelte eine Entschuldigung und starrte erschreckt

die bunte, bewegte Versammlung an, wie etwa der Schiffer das stürmische Meer, das er im zerbrechlichen Nachen befahren soll. Den Mittelraum füllten Damen in lichtem Gewande; ringsum drängten die Herren im schwarzen Festkleide. Und mehr noch als die Gestalten erschreckten mich die Stimmen, — das Flüstern, Reden und Lachen aus tausend Kehlen, zu einem Brausen geeint, wie Rauschen der Meeresfluth. Aber plötzlich ward dies Rauschen taktfest und harmonisch, — die Versammlung sang das Sturmlied vom ‚Gott, der Eisen wachsen ließ‘. Und darauf Stille, in welche nur Eine Stimme hinein klang, die des Vorsitzenden, der meinen Namen ausrief.

Bebend stieg ich die Stufen empor, ließ den Blick mechanisch auf einem der Mittelpfeiler haften und begann meine Rede, zögernd, leise, ohne Schwung und Geberde. Die Versammlung hielt still und lauschte; mir aber schien sie die unruhigste, vor der jemals ein Redner gestanden; jedes Flüstern, jedes Husten, jedes Knistern der Gewänder klang mir deutlich in's Ohr und machte mich von Secunde zu Secunde muthloser. Mit Mühe riß ich mein Ohr von diesen leisen Tönen fort und lauschte dem

Klange der eigenen Stimme. Das half. Wie dem einsamen Wanderer im Walde der Ton der eigenen Kehle das schlimmste Bangen scheucht, so ward ich muthiger und freier, als ich mich bezwang, nur meinem Worte zu folgen. Das Publikum wurde wärmer, aber noch immer ließen sich nicht jene Laute hören, auf welche der Redner so sehnsüchtig harrt, wie der Verirrte auf einen rettenden Lichtschein: jenes leise Flüstern von Mund zu Mund, welches beweist, daß der elektrische Rapport zwischen der Zuhörerschaft und dem Redner hergestellt, — jenes Flüstern, welches nicht immer der Vorbote des lauten Beifalls ist, aber hundertfach werthvoller, als dieser.

Ich wendete den Blick von jenem Pfeiler und ließ ihn über die Gesichter unter mir schweifen; auf manchen gewahrte ich Interesse, auf keinem wärmere Theilnahme. Da, — plötzlich, — grüßte mich ein Antlitz, so jugendlich hold, so entzückend bewegt, daß mir jählings eine Blutwelle über die Wangen jagte, daß mir eine Secunde hindurch Herz und Stimme stockten. Es war ein junges Mädchen in weißem Gewande, sein einziger Schmuck eine blaue Blume im schwarzen Haar. Es sind zehn Jahre her, und

ich habe sie nie wieder gesehen, aber während ich hier zu Ihnen spreche, sehe ich Gestalt und Antlitz, Zug um Zug; freilich reicht dies Erinnern nicht aus, um auch Ihnen ein Bild herzustellen; das Wort ist arm, lebendige Schönheit zu schildern, und nun gar eigenartige Schönheit! So weiß ich nur zu sagen, daß in dem Antlitz strahlende blaue Augen standen, daß die ernsten Züge einen rührenden Ausdruck kindlicher Unfertigkeit erhielten, weil die kurze Oberlippe die Zähne hervorschimmern ließ. Und noch weniger vermag ich in klaren Worten zu schildern, was in jenem Momente auf diesen Zügen zu lesen war und mich so tief erregte und entzückte. Unbewußt redete aus diesen Augen, aus diesen bewegten Zügen die Seele, die junge, reine, in Begeisterung hingegebene Seele.

Es war sicherlich Eitelkeit dabei, wenn ich mich daran freute, aber nicht Eitelkeit allein; denn ich wußte wol, daß diese Begeisterung nur jenen idealen Gütern gelte, die ich feierte, und nicht den sorgsam ausgeheckten, mühsam geordneten Perioden, in denen ich mich erging. Diese Bescheidenheit ist mir nicht erst später gekommen; ich dachte Aehnliches, während sich mein Blick wie gebannt auf

ihr Antlitz heftete, — ach! was dachte ich nicht Alles in jenen wenigen Minuten! Mich faßte eine feurige Sehnsucht, diese Theilnahme zu verdienen, diese reine Seele zu rühren; — ich dämmte mein Zagen zurück, meine Stimme hob sich, ich sprach zuversichtlicher und darum besser.

Die Wirkung äußerte sich sofort; nun ging jenes ersehnte Flüstern durch die Versammlung, aber unendlich höhere Freude machte mir der Widerschein, den mein Wort in jenen holden Zügen erweckte.

Immer eifriger lauschte das Mädchen, immer strahlender leuchteten mir die blauen Augen entgegen. Ich gewahrte es wol, und nicht nur meine Blicke, auch meine Gedanken spannen sich um die liebliche Gestalt. Ich grübelte darüber, wer sie wol sein möge, in welcher Beziehung sie zu dem greisen Paare stehe, neben dem sie ihren Platz hatte.

Aber seltsam! während so meine Gedanken bei ihr weilten, folgten sie doch zugleich meiner Rede, und als ich an eine Stelle kam, die mir im Entwurfe höchlich mißfallen, da ließ ich das mühsam Erlernte fahren und begann zu extemporiren. Ich

hätte es bei kaltem Blute nie gewagt, nun aber, in stürmischer Erregung, und da meine Gedanken von dem Thema hinweg zu jener Lichtgestalt flatterten, nun gerade gelang es. Knapper, kürzer, natürlicher wurden meine Sätze; reicher flossen mir die Gedanken zu; Citate, an die ich jahrelang nicht gedacht, drängten sich mir auf die Lippen.

Vergeblich habe ich diese Fähigkeit im späteren Leben wieder in mir wecken wollen; nur damals, nur einmal bin ich ein guter Redner gewesen, — unter dem begeisternden Strahl jener Augen! Denn wie mein Blick nicht von ihr wich, so schaute auch sie nach mir; — Aug' in Auge sprachen wir zu einander, denn auch sie sprach zu mir, durch den Glanz der Augen, die Bewegung der Züge. Ob man es im Publicum bemerkte, weiß ich nicht; nur dunkel, wie umhüllt, war mir das Bewußtsein von der Menge um mich her; ich lauschte nicht mehr ängstlich auf ein Zeichen des Beifalls — und wenn sie mich unterbrachen, laut in die Hände klatschten und Bravo riefen, so wich mein Blick doch nicht von jenem süßen, holden Antlitz. Aber dabei nutzte ich auch jede solche Unterbrechung aus, um mir das, was ich sagen wollte, zurecht zu legen: ich

wiederhole, es war ein seltsames Doppelleben der Gedanken und Gefühle in mir, und nur insofern spielten sie ineinander, als ich mein Hirn nur darum abquälte, um dieses stumme Zwiegespräch länger fortsetzen zu können, um mir die Zustimmung dieser Augen besser zu verdienen.

Es gelang; jene stürmische Erregung, jenes lodernde, mir selbst räthselhafte Auflackern meiner Kräfte und Gaben schien, wie es von jener Schönen kam, so auch wieder auf sie zurückzufluthen. Auch ihre Erregung wuchs, es litt sie nicht mehr auf ihrem Sitze, und ohne den Blick von mir zu wenden, erhob sie sich und trat einen, zwei Schritte vorwärts, wol unbewußt, wie von magnetischer Kraft getrieben.

Der alte Herr, neben dem sie saß, blickte sie erstaunt an, faßte ihre Hand und suchte sie zurückzuziehen; sie merkte nicht darauf, der Ausdruck ihrer Züge verwandelte sich nicht; sie löste ihre Hand aus der seinen und trat wieder einen Schritt vorwärts. Aber hier stieß sie an ein Hinderniß, den Stuhl einer Dame am nächsten Tische. Verwundert blickte sich diese um, und nun wich der seltsame Bann von dem Mädchen: sie wurde roth

und bleich, flüsterte eine Entschuldigung und kehrte auf ihren Platz zurück.

Dort empfingen sie ihre greisen Begleiter mit erstaunten Blicken und Fragen, aber sie gab keine Antwort; wieder hatte sich jener Ausdruck weltentrückter Begeisterung auf ihr Antlitz gelegt, wieder sah ich ihre Augen mir zugewendet, und wieder erhob sie sich, als triebe sie eine fremde Gewalt, mir näher zu sein. Dies Letztere sah ich freilich nur noch wie durch einen Schleier; ich fühlte, wie mir das Blut immer wilder das Hirn überfluthete, fühlte, wie jeder Nerv vor fieberhafter Anspannung schmerzlich zitterte, fühlte, daß jene Kräfte, die in mir wach geworden, nun stärker wurden, als ich.

Ich riß meine Augen von dem Mädchen los, raffte während einer Pause, da wieder der Beifall stürmte, einige Schlußworte zusammen und rief sie dann mit halberstickter Stimme in den Saal hinein.

Wieder brach der Beifall los, meine Commilitonen riefen ein stürmisches ‚Hurrah!‘ um das andere, die Musik blies einen Tusch, — ich aber wankte wie betäubt die Stufen hinab. Ich fühlte

keine Freude, daß ich erfüllt, was man von mir gehofft, keinen Stolz über den errungenen Beifall, — nur Eine Empfindung trieb mich und gab meinem Schritt die Richtung: zu jenem Mädchen hin!

Aber ich konnte nicht! Wie ein Wall umschlossen mich meine Freunde; ältere Männer, Bürger und Professoren traten heran. Wie ein Automat ließ ich mir die Hand schütteln, und die Worte des Lobes klangen an mein Ohr, ohne daß ich sie deutlich hörte oder gar verstand. Es war vielleicht unter meinen Bekannten keiner, der mich nicht um diese Minuten beneidet hätte, — und wie peinlich waren sie mir!

Endlich lichtete sich der Kreis, ich konnte mich frei machen und zu jenem Tisch eilen, wo sie mit ihren Begleitern Platz genommen. Unter welchem Vorwande ich mich einführen, was ich ihr sagen wollte, wußte ich nicht, — ich dachte auch nicht darüber nach; es schien mir selbstverständlich, daß ich nun zu ihr mußte.

Aber der Platz war leer, und als ich fiebernd vor Erwartung und fiebernd vor Angst, diese Erwartung getäuscht zu sehen, durch den Saal drängte, da gewahrte ich sie nirgends.

Ich fragte den Thürsteher, — er hatte nicht auf sie geachtet; ich stürzte in die Garderobe, — dort wußte man Bescheid, weil die Drei zuerst ihre Mäntel gefordert, und konnte mir sagen, daß sie in einem Wagen, der auf sie geharrt, davongefahren.

‚Wer sind sie?‘

‚Fremde!‘ war die Antwort, und auf die Frage, woher er dies wisse, erwiderte der alte Diener lächelnd: ‚Ich kenne ja in hiesiger Stadt und auf zehn Meilen in der Runde alle Herrschaften!‘

Verstört ging ich in den Saal zurück, und obwol ich nun wußte, daß alles Suchen vergeblich sei, ließ ich doch meinen Blick durch die Reihen fliegen — es schien meinem Empfinden unmöglich, daß ich sie nicht wiedersehen sollte! Kaum einen Moment blieb ich ungestört, immer wieder traten Bekannte auf mich zu oder auch Fremde, die mir die Hand schütteln und ein freundliches Wort sagen wollten.

Endlich rettete ich mich in eine stille Ecke der Gallerie und starrte traurig hinab.

Da legte sich eine Hand auf meine Schulter,

und eine helle, wolbekannte Stimme rief mir lachend in's Ohr:

‚Nun, Glücklicher, erliegst Du Deinen Triumphen?‘

Es war mein Freund H., der Docent.

‚Aber Du machst mir ja in der That eine wahre Armensündermiene!‘ fuhr er etwas verblüfft fort.

Ich kannte sein ehrliches, theilnehmendes Herz und erzählte ihm Alles.

‚Hm!‘ meinte er, ‚das kommt davon, wenn sie einen nüchternen Naturforscher zum Festredner pressen; da kommen die Phantastereien gleich hinterdrein!‘

‚Es ist keine Phantasterei‘ erwiderte ich bestimmt, ‚es ist die wirklichste, wahrste Empfindung meines Lebens; ich werde glücklich, wenn ich das Mädchen wiedersehe, unglücklich, wenn es mir verloren bleibt!‘

Er blickte mich prüfend an und zuckte dann die Achseln.

‚Wenn es so steht,‘ meinte er, ‚so ist es Freundespflicht, Dir suchen zu helfen. Wo saß sie?‘

Ich bezeichnete ihm den Platz.

‚Gut, ich werde mich erkundigen. Aber Du

bleibst nicht im Halbdunkel so trübselig sitzen. Komm mit!‘

‚Laß mich‘! bat ich, ‚ich erwarte Dich hier!‘

Wieder hob er die Achseln, blickte mich mit sonderbarem Lächeln an und verschwand.

Er blieb lange aus, nach seiner Versicherung freilich nur eine halbe Stunde — mich dünkte es eine Ewigkeit.

‚Ich habe mich bei ihren Nachbarn erkundigt,‘ berichtete er. ‚Die Leute sind Fremde, Niemand kennt sie. Das Mädchen heißt Sophie und ist die Enkelin des alten Paares. Sophie spricht einen süddeutschen Dialekt, die Großeltern hingegen ein so ehrliches Platt, wie man es nur irgendwo an der Ostsee hört. So viel haben die Umsitzenden aus ihren Gesprächen erkennen können. Sie horchten neugierig, weil die Leute Fremde waren, und weil Dich das Mädchen so auffällig, wie verzückt, anstarrte.‘

‚Dann muß man also zunächst in den Hotels nachfragen,‘ sagte ich. ‚Willst Du mich begleiten?‘

‚Wohin,‘ rief er erstaunt.

‚Nun, zunächst in den ‚Deutschen Hof‘, dann zum ‚Löwen‘!‘

‚Wozu?‘

‚Um mich nach den Fremden zu erkundigen!‘

‚Bist Du von Sinnen?‘ fragte er, ‚Du willst um Mitternacht von Hotel zu Hotel laufen und da curiose Fragen thun?‘

‚Ich muß‘, erwiderte ich, ‚morgen ist es vielleicht zu spät; vielleicht reisen sie schon in aller Frühe weiter!’

‚Und wenn auch? Was geht's Dich an? Was willst Du von ihnen?‘

Ich gab keine Antwort und ging die Treppe hinab, der Garderobe zu.

‚Höre!‘ rief er und faßte mich am Arm. ‚Du bist krank, Du fieberst, ich sehe es an Deinen Augen! Die ungewohnte Erregung hat Dich wirr und krank gemacht. Ich bringe Dich heim — schlafe Dich gehörig aus — morgen wirst Du über Deine Phantasien lachen!‘

‚Ich gehe zum ‚Deutschen Hof‘ und dann zum ‚Löwen“ erwiderte ich ruhig, obgleich auch ich fühlte, wie fieberhaft meine Pulse flogen. ‚Ich will mir nicht mein Leben lang Vorwürfe machen, daß ich mein Glück verschlafen!‘

Dein Glück? Was willst Du von jenem Mädchen?'

‚Das wird sich finden! Zunächst erfahren, ob sie noch frei ist!'

‚Aber Du kennst sie ja nicht!'

‚Ich kenne sie, weiß, daß sie bis in die Seele hinein schön ist, und liebe sie!'

‚Mensch, bist Du von Sinnen?'

‚Darum hast Du mich schon einigemal gefragt, — wenn Du mir nichts Anderes zu sagen weißt, so leb wohl!'

‚Du liebst sie?'

‚Ich liebe sie von ganzem Herzen, so daß ich sie besitzen muß oder unglücklich werde auf Lebenszeit. Adieu!'

‚Ich begleite Dich, sagte er seufzend. Es wäre Sünde, Dich in diesem Zustande allein zu lassen!'

Wir hingen unsere Mäntel um und schritten in die kalte, stürmische Nacht hinaus.

Er zog meinen Arm in den seinen; ich litt es, weil ich mich schwach und hinfällig fühlte, weil ich das Gefühl, das so plötzlich und mächtig in mir aufgeloht, wie einen Wetterstrahl empfand, der mich getroffen. Aber als nun H. diese Schwäche nutzen und an

der nächsten Ecke in der Richtung meiner Wohnung abbiegen wollte, machte ich zornig meinen Arm frei und eilte so rasch davon, daß er mich erst knapp vor dem ‚Deutschen Hofe‘ wieder einholte.

Das Gebäude lag still und dunkel, das Thor war verschlossen.

‚Wollen wir wirklich läuten?‘ fragte H. ‚Der Portier wird glauben, daß wir nicht recht bei Troste sind, und morgen klatscht es die ganze kleine Stadt, daß der Student, der gestern die schöne Rede gehalten, um Mitternacht in einen Gasthof gekommen und da nach Gästen gefragt hat, deren Namen er nicht einmal wußte!‘

‚Bleib’ mir mit diesen Lappalien vom Leibe!‘ rief ich und zog die Glocke.

Sie hallte lange, kreischend nach, aber der Portier kam erst, nachdem ich ein wahres Sturmgeläute begonnen.

‚Laß wenigstens mich fragen!‘ sagte der gute H. und trat vor mir ein.

Der Portier blickte uns mürrisch und schläfrig an und ward erst lebendiger, als er H. erkannte und eine Münze in der Hand fühlte.

‚Ja‘, erwiderte er auf unsere Fragen, ‚die

Herrschaften sind gestern aus Stralsund hier angekommen und wollten schon heute früh weiter nach Breslau, als sie in der Zeitung von dem Feste lasen. Da meinte der Herr Major, er habe den Arndt wohl gekannt und wolle gern bei der Feier sein. So blieben sie bis zum Abend und benutzten erst den Nachtzug. Seit einer Stunde sind sie fort'.

Die Nachricht traf mich hart. ‚Wohin?' fragte ich dann.

‚Nach Breslau und weiter, — ich denke: nach Oesterreich, wo die Enkelin daheim ist!'

‚Und wie heißen sie?'

Der Mann schaute mich mißtrauisch an. ‚Ich dachte, das wüßten Sie und wären ein Bekannter!'

Auf H.'s Zureden ließ er uns dann doch in seine Loge treten und legte uns das Fremdenbuch vor. Da stand: ‚v. G., Major a. D. sammt Gattin und Enkelin aus Pommern, reist nach Wien.'

‚v. G.' — mehr als diesen einen Buchstaben konnten wir nicht enträthseln. Der alte Herr schrieb in Hieroglyphen — es war die unleserlichste Handschrift, die mir je vorgekommen.

Ach! welcher tolle unvernünftige Zufall hilft oft unser Leben entscheiden! Wer weiß, wie sich

mein Geschick gefügt, wie ich selbst es gefügt hätte, wenn ich damals aus dem Fremdenbuche des ‚Deutschen Hofes‘ zu Gr. hätte erfahren können, wie der alte Major hieß . . .“

Der Erzähler hielt inne.

„Hier endet Ihre Geschichte?“ fragte die Hausfrau.

„Ja!“ erwiderte er, „aber ebenso richtig könnte ich behaupten, daß meine Geschichte, oder doch jenes Moment, welches sie für Andere merkwürdig macht, eigentlich hier erst anfängt. Sie wissen bereits, ich habe das Mädchen nie wieder gesehen, auch nie eine Kunde von ihr erhalten. Keine äußere Anregung hat also die langen Jahre hindurch jene jäh in mir aufgeloderte Empfindung genährt. Und doch konnte ich sie nur langsam ersticken und werde nie vergessen lernen, daß sie mir einst im Herzen geflammt.

So seltsam es klingt, es ist doch buchstäblich wahr: ich habe jenes Mädchen, welches ich nur einmal gesehen, durch lange Jahre so heiß, so innig, so treu geliebt, wie ein Anderer seine Braut, die er täglich am Herzen hält. Ich dachte an sie, ich sehnte mich nach ihr, ich hoffte für unsere Liebe.

Denn ebenso klar wie mein Gefühl stand mir die Zuversicht, daß auch sie meiner gedenke, mich liebe, unsere Vereinigung erhoffe. Wie sich diese sonderbare psychologische Erscheinung erklären mag, weiß ich Ihnen freilich nicht recht zu sagen. Das Mädchen war sehr schön, und bis zu jenem Augenblick, da ich sie sah, hatte mir keine Andere jemals so sehr gefallen. Auch sog ich diese Schönheit in einem Momente in mich ein, da meine Nerven erregt und daher doppelt fähig waren, einen starken Eindruck zu empfangen und festzuhalten. Und als das Wichtigste wäre wol hinzuzufügen, daß wir ja auch während jener Minuten in einer Art geistiger Beziehung standen, die meiner Eitelkeit schmeichelte. Aber dagegen muß ich betonen, wie wenig ich nach meiner Art, Erziehung und Beschäftigung dazu geschaffen war, an einem Traume zu hangen, eine Erinnerung als Wirklichkeit zu empfinden; ich muß ferner betonen, daß ich viel in Gesellschaft lebte und oft in Versuchung kam, eine andere reizvolle und beglückende Beziehung zu knüpfen. Gleichwol hat meine — ich finde kein anderes Wort — meine Liebe zu jenem Mädchen durch Jahre gewährt und ist noch heute nicht verblichen.

Ich täusche mich nicht darüber, wie stark jene Empfindung war, ich weiß es. Nicht etwa aus meinem trostlosen Zustande unmittelbar nach jenem Abend, sondern noch weit mehr aus seelischen Erschütterungen, die lange Jahre darauf über mich kamen.

Ich will Ihnen zwei Beispiele aus jüngster Vergangenheit hiefür erzählen.

Im letzten Frühling wohnte ich einem populären Vortrage des Orientalisten unserer Hochschule über den Talmud bei. Der Professor erzählte unter Anderem eine schöne, tiefsinnige Sage aus jenem Wunderbuche. Im Himmel sind alle Seelen geschlechtslos, aus Männlichem und Weiblichem unlöslich verbunden, und darum ist kein Kampf und Sehnen in ihnen, sondern tiefer Gottesfriede. Aber von Zeit zu Zeit werden sie wieder geschieden und müssen abermals auf Erden kämpfen und leiden. Der Knabe und das Mädchen, deren Seelen vor Gott einst Eins gewesen, behalten ein leises Erinnern an das verlorene Glück und suchen einander, um durch die Vereinigung wieder selig zu werden. Aber Gott macht es ihnen schwer; er pflanzt sie in verschiedene Länder, gönnt ihnen kein

äußeres Zeichen des Erkennens, und so müssen sie sehnend und dürstend über die Erde gehen, vermälen sich endlich, weil sie fruchtlos gesucht, Anderen und gewinnen nie jenes Glück zurück, welches sie droben besessen. Nur wenigen Auserwählten ist es gegönnt, einander zu begegnen, und dann durchzuckt sie bei dem ersten Blick, den sie tauschen, die Liebe, die Zuversicht, das sie zu einander gehören, und sie müssen dieser Stimme folgen und allen Widerstand der Welt besiegen. Keine Noth, kein Jammer kann diese Glücklichen betrüben, denn ihre Seelen fließen wieder in Eine zusammen, und tiefer Gottesfriede ist in ihnen. So bleiben sie selig in alle Ewigkeit, so hienieden, wie droben. Denn sie, die sich auf Erden gefunden, trennt auch der Herr im Himmel nicht wieder . . .

Es war heller Tag, als ich dies vernahm, und schon die näselnde, stotternde Stimme meines Herrn Collegen hätte mich vor Träumen behüten können, — und doch stand in diesem Momente wieder jenes Mädchen aus dem Saale zu Gr. vor meinem Blicke, und die blauen Augen leuchteten mir entgegen, aber nicht in freudiger Begeisterung wie damals, sondern traurig

und vorwurfsvoll, als wollte sie sagen: ‚Warum hast Du mich nicht gesucht? Warum müssen wir getrennt und darum elend über die Erde gehen?!‘

Ich beugte mein Haupt und legte das Antlitz in die Hände — die Worte des Vortragenden klangen mir in's Ohr — aber ich verstand sie nicht; ich verstand nur jene leisen, mahnenden, wehmüthigen Stimmen, die mir im eigenen Herzen riefen . . .

Zum letzten Male aber ist dieses schmerzliche Erinnern hier über mich gekommen, in den ersten Tagen meines Wiener Aufenthaltes.

Es war auf der Ringstraße, Sonntag Nachmittags. Gleich den tausend Anderen flanirte ich behaglich auf und ab und freute mich der schönen Frauengestalten.

Da, urplötzlich, faßte mich der Gedanke: ‚Sophie reiste damals nach Wien zurück. Hier, heute, wirst Du sie wiederfinden!‘ Vergeblich sagte ich mir, daß ich ja nicht einmal wußte, ob sie in der That hier lebe; vergeblich rief ich mir die zehn Jahre in Erinnerung, und daß sie nun wol längst glücklich vermält sei; — mein Herz war stärker, als mein Verstand, es klopfte ungestüm und zwang mich, mitten im dichtesten Gewühl dahin zu schreiten und

jedes Frauenantlitz zu prüfen. So wandelte ich den Corso vom Stubenthor zur Oper auf und nieder; die Stunden verrannen, die Straße leerte sich, die Dämmerung brach ein, ich aber schritt noch immer auf und ab und spähte und spähte, — wie von einem Dämon getrieben. Erst um die neunte Stunde riß ich mich los und ging heim und sagte mir, daß ich ein Thor gewesen, und daß ich Sophien niemals wiedersehen werde, niemals . . . !“

Es herrschte tiefe Stille, als er geendet.

Die Einen waren gerührt, die Anderen fanden nicht das rechte Wort. Selbst die Dame des Hauses wußte nichts zu sagen, was der Stimmung entsprochen und sie doch auch wieder abgeschwächt hätte. Denn diese elegante, moderne Frau war der Ansicht, daß „Sentiments“ nur in kleiner Dosis für die Gesellschaft taugten. Sie blickte um sich . . . „Doctor!“ rief sie plötzlich, „was ist Ihnen?“

Der Arzt fuhr zusammen und zwang sich zu einem Lächeln. „Nichts von Bedeutung!“ sagte er leichthin. Aber der feuchte Schimmer seiner Augen ließ sich nicht so rasch verwischen und strafte das Wort Lügen. „Es ist spät,“ fügte er hinzu, „es geht auf Drei!“

Die Gäste erhoben sich und nahmen doppelten Abschied: von den Gastgebern und dem Professor, der am nächsten Tage seine Rückreise antreten wollte.

Als er aus dem Flur auf die Straße trat, schloß sich ihm der Arzt an. „Wir haben ein Stück Weges gemeinsam!“ sagte er.

Die beiden Männer schritten neben einander her durch die öden, schneebedeckten Straßen. Sie schwiegen Beide, bis der Arzt plötzlich seine Hand auf den Arm des Anderen legte.

„Herr Professor,“ begann er mit gepreßter Stimme, „auch wir sehen uns zum ersten Male im Leben und wahrscheinlich zugleich zum letzten Male. Gleichwol will ich Ihnen etwas vertrauen, was mir aus tiefstem Herzen kommt und Ihnen in's tiefste Herz dringen wird. Ich grüble nicht darüber, ob ich klug daran thue — ich folge dem Drange meines Herzens. Auch verlange ich keine Betheuerung von Ihnen, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen. Das Herz, das mich reden heißt, sagt mir auch, daß Sie ein Ehrenmann sind!“

Der Professor war so bleich geworden, daß man

es selbst im Zwielicht des Gaslichtes gewahrte. „Ich ahne . . .“ murmelte er.

„Der alte Major hieß Gröbemer und war mein Großvater. Sophie ist meine Schwester!“

„Sie lebt?“

„Sie lebt und ist seit vier Jahren vermält. Ich wiederhole, Sie sind ein Ehrenmann; Sie werden ihr nicht nachforschen und nicht das Glück trüben, das sie sich endlich errungen . . .“

„Sie ist glücklich?“

„Auch dies will ich vertrauungsvoll beantworten. Sophie ist so glücklich, wie eine arme Seele auf Erden noch werden kann, welche der ihr zubestimmten Seele begegnet und sie doch wieder verloren. Sie war siebzehn Jahre alt, als sie damals im Saale zu Gr. Ihnen gegenüber stand. Sie war im Sommer und Herbst bei den Großeltern an der Ostsee gewesen, und diese wollten sie auch durch den Winter behalten, aber die Eltern sehnten sich nach dem Kinde, riefen es stürmisch zurück, und so mußte die Reise im Winter angetreten werden. Aber die äußeren Umstände können Sie nicht interessiren. Es genüge Ihnen, daß Sophie

von derselben heißen, räthselhaften Empfindung erfaßt worden, wie Sie, daß sie auch von Ihrer Gegenliebe fest überzeugt war und Ihrer harrte. Sie wußte von Ihnen so wenig, wie Sie von ihr, — sie hatte Ihren Namen nur aus den Zurufen Ihrer Commilitonen erfahren und, wie ich freilich erst seit heute weiß, falsch verstanden. Sie hat keine Ahnung, daß der Festredner von Gr. und der berühmte Naturforscher von heute dieselbe Person sind."

„Sie waren ihr Vertrauter?"

„Ja, — der einzige. Sie war viel umworben und wollte nichts von einer Vermälung wissen. Ich drang in sie, und mir allein gestand sie die sonderbare Geschichte ihres Herzens, die mir zuerst wie eitel Phantasterei klang, ihr aber ernste, traurige Wirklichkeit war. Erst vor vier Jahren gewann ein trefflicher, ja herrlicher Mensch ihre Liebe — jene Liebe, die ihr Herz noch zu verschenken hatte; — die erste, die glühendste war es nicht . . ."

Wieder schritten beide Männer schweigend nebeneinander her. Vor dem Hotel, in welchem der Professor wohnte, drückten sie einander noch einmal

lang und herzlich die Hand und gingen dann stumm auseinander. Denn sie fühlten Beide, daß kein Wort genüge, um jene Empfindung auszudrücken, welche ihnen das Herz schmerzlich zucken ließ und das ernste, der Thränen ungewohnte Auge umflorte.

Friedrich von Schiller.

Wer von Genua weiter reist, wendet sich meist nach West, den Küstensaum entlang, die weltberühmte Riviera di Ponente, und fährt mit der Bahn, oder, sofern er klüger ist, mit dem Wagen auf der Route de la Corniche, oder, wenn er sehr klug ist, auf selbiger wunderherrlicher Straße mit seines Schusters Rappen nach Pegli, San Remo, Mentone, Monaco und Nizza. Das wissen Alle, das schlagen Alle hoch an, besonders die Eingebornen, und wer hier reist, genießt all' die Schönheit mit seltsamer, zweifacher Empfindung, halb entzückt von ihrem Zauber, halb empört über die Prellerei. Und wer hierbei, was dort gleichfalls schwer zu vermeiden ist, zugleich über einen Engländer stolpert, der hat dann gar eine dreifache Empfindung ...

Aber von jener Welt von stillerer und doch ebenbürtiger Schönheit, welche sich am östlichen Küstensaume zwischen Genua und Spezzia aufthut, davon wissen Wenige. Hier wimmeln keine Engländer, hier giebt's bescheidene Wirthshauspreise. Dieses liebliche Stück Erde ist, — soll man leider! oder Gottlob! sagen? — noch ganz und gar nicht in der Mode. Wie unvernünftig und willkürlich diese Göttin waltet, zeigt sich auch hier, denn, um dies nachdrücklich zu wiederholen, die Riviera die Levante steht in Nichts hinter ihrer hochgefeierten Schwester zurück. Was dort den Blick ergötzt, daran kann er sich auch hier in wunderbarem Wechsel weiden. Da sind herrliche Thäler, trotzige, düstere Vorgebirge, freundlich bewaldete Hügel, verfallene Thurmwarten, blühende Dörfer, alterthümliche Städtlein, graue Oliven, grüne Pinien, üppigste Vegetation, ewig treibend, knospend, blühend, reifend, nie von einem Frosthauch getroffen. Es wird einem oft im Wandern schier märchenhaft zu Muthe . . . Aber das Schönste ist noch gar nicht erwähnt, das Meer, und darüber will ich nicht erst Worte machen . . . Nun, in diesem Erden liegt Nervi, eine starke Wegstunde

von Genua entfernt. In eine kleine Bucht schmiegt sich das winzige Städtlein, welches aus einer einzigen, langgedehnten Straße besteht.

Dorthin kam ich im October 1873 gepilgert, müde und abgespannt von den Wundern der Wiener Weltausstellung und der harten Tagesarbeit, die sie mir gebracht. Ich wollte Ruhe, tiefste Ruhe, blauenden Himmel und blauende See. Das fand ich hier Alles und schöner, als ich es sagen könnte. Aber daneben war da auch etwas, was ich nicht suchte: drückendste Sommergluth. Im Schweiße meines Angesichts empfand ich's, was später im Winter die armen Kranken segnend preisen, daß das Klima von Nervi so überaus „günstig" sei. Die Berge rücken hier hart an das Meer und haben nur geringen Raum gelassen. Gegen Nord, Ost und West ist der schmale Landstreifen umschlossen und daher vor jedem Windhauch geschützt, nur der warme Südwind weht über das offene Meer herüber. Das mag, wie gesagt, im Januar sehr angenehm sein, im October aber ist es recht unangenehm. Darum beginnt die Saison in Nervi sehr spät und ich war zur Zeit der einzige Gast im „Albergo orientale."

Das war die göttlichste Langeweile, die je einen Menschen gequält und gelabt hat. Sechs Stunden täglich lungerte ich in der einzigen Straße herum und plauderte mit den guten Nerviesen. Und weitere sechs Stunden lag ich am Meere und betrachtete es. Denn am Meere entdeckt man, wenn man nur Aug' und Ohr recht aufthut, täglich Neues: eine neue Farbe der Wasser und der Lüfte und eine neue Melodie im Rauschen der Wogen. Der Hotelwirth fürchtete, es könnte mir doch zu eintönig werden und tröstete mich darum allabendlich: ich würde bald Gesellschaft bekommen, die gefährlichsten Brustkranken kämen immer schon früh. Aber ich sehnte mich nicht nach Gesellschaft, es war eine gar zu schöne Langeweile . . .

In jenen Tagen also war's und im prächtigen Garten der Villa Grapallo, welcher einladend offen steht. Ich lag auf dem Bänkchen, welches auf einem künstlichen Hügel mitten im Garten steht und ließ mich von einer Pinie beschatten und dachte so an Nichts und Alles. Dazu rauchte ich eine Cavour da sette, welche sehr schlecht war, und blickte auf das Meer hinaus, das in den schönsten Farben leuchtete. Da klang ein Schritt auf dem Kiesweg

und ein Mann im grauen Reiseanzug schritt den Hügel empor.

„Der versprochene Brustkranke!" dachte ich und richtete mich auf. Aber der Mann schien mir, je näher er kam, immer gesünder, denn erstens hielt er den Leib stramm und kerzengerade, und zweitens lief er mehr, als er ging. Im Uebrigen etwa ein Fünfziger, das Haar leicht ergraut, das Antlitz düster, die Augen scharf und spähend, der graue Reiseanzug tadellos.

„Ein Engländer," dachte ich. Aber als er tief aufathmend neben mir stand und im schönen Rundblick schwelgte und mich dann begeistert fragte: „Oh, sir, could one not believe this to be a piece of paradise?" da erwiderte ich deutsch: „Ja wol, mein Herr, es ist sehr schön!" denn ein Engländer schwärmt nicht und spricht auch nicht englisch mit deutschem Accent.

„Oh! ein Landsmann!" sagte er freudig. „Man sagte mir in der Pensione Inglese, als ich heute Morgens ankam, es sei zur Zeit nur ein einziger Fremder, ein Engländer, in Nervi . . ."

„Ja," erwiderte ich, „ich gelte als „Inglese", weil ich stundenlang im Sonnenschein müßig am

Meere liege. „So verrückt kann nur ein Engländer sein," meinen die Nerviesen."

Er lachte, wir kamen in behagliches Plaudern, und ich nannte ihm meinen Namen.

„Ich heiße Friedrich von Schiller," sagte er darauf hastig, mit gepreßter Stimme.

„Oh! vielleicht ein Ver—"

„Nein!" rief er heftig, fast unhöflich. „Kein Verwandter des Dichters, im Gegentheil! Ich bin aus einem livländischen Adelsgeschlecht! . ."

Ich blickte ihn erstaunt an.

„Verzeihen Sie," sagte er, „aber bedenken Sie auch, wie viele tausend Male ich diese Frage schon verneinen mußte. Das könnte nachgerade auch einen gesunden Menschen nervös machen, und ich bin krank!"

Ich blickte ihn an. Auf seinen verwitterten Zügen lag ein Ausdruck tiefster Müdigkeit und Trauer.

„Die Frage ist so natürlich!" entschuldigte ich mich.

„Freilich, lächerlich natürlich! Das ist ja eben das Unglück!"

„Das Unglück?" lächelte ich.

„Mehr — ein Fluch!“ rief er abermals in steigender Erregung. „Oh! wenn Sie wüßten, was es heißt, Friedrich von Schiller zu heißen! Ein Fluch — es giebt kein gelinderes Wort!“

„Hm!“ meinte ich diplomatisch — der Mann schien mir nämlich entschieden unheimlich! Und dazu diese düsteren Züge!

„Ein Fluch!“ fuhr er fort. „Ich wage es kaum mehr, einem Gebildeten meinen Namen zu nennen! Ich weiß ja, welche Frage darauf folgt — und wer wollte ewig an das Elend seines Lebens erinnert sein, an das gräßliche Elend? Aber ich entrinne meinem Schicksal nicht — ich war den Sommer über drüben in Corsica — selbst die Corsen kennen Friedrich Schiller — es ist zum verzweifeln!“

„Hm! ja!“ wiederholte ich und rückte ein wenig bei Seite.

Er bemerkte es wol, denn er lächelte wehmüthig und schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht verrückt,“ sagte er, „und werde es schwerlich mehr werden — obwol ich es einst fürchtete — um dieses Namens willen! Oh! wenn Sie wüßten . . . .“

Er brach ab und lenkte die Rede auf andere Dinge. Und hier erwies er sich als so gebildeter, so klarer Mann, daß ich mich nicht bloß aus Höflichkeit freute, als er mir sagte, daß er einige Wochen in Nervi bleiben wolle.

„Es ist hier so still und schön," rief er. „Hier kann man vieles Leid vergessen, freilich nicht das größte: ein verlorenes Leben unnütz weiter zu schleppen. Verloren und zerbrochen — um eines blinden Zufalls — um eines Vor- und Zunamens willen!"

„Insania partialis", dachte ich, als wir zusammen dem Städtchen zuschritten. Fixe Idee, bei sonstiger Vernünftigkeit. Aber schließlich — in Nervi nimmt man es mit einem Landsmann nicht so genau. Und als er mir vorschlug, ob ich nicht am nächsten Morgen mit ihm einen Ausflug machen wollte — gegen Osten nach Bogliasco — da sagte ich zu und versprach sogar, ihn abzuholen.

„Fixe Idee," wiederholte ich mir am Abend, als ich beim Souper saß und der Wirth sein Sirenenlied von dem Brustkranken wieder einmal zu Ende gesungen. „Wie kann es ein Fluch sein, Friedrich von Schiller zu heißen? Das ewige

Fragen mag freilich etwas unbequem sein, aber die Liebe zu dem göttlichen Manne ist ja unter den Menschen so groß — es giebt im Gegentheil einen gewissen Reiz! Der Name mag in sonderbare Situationen bringen — aber ein Fluch?! Der Mann ist verrückt! . . .“

Am nächsten Morgen fand ich mich doch pünktlich vor seinem Hotel ein. Er erwartete mich bereits an der Pforte und wir gingen zum Städtchen hinaus, den prächtigen Weg gegen Spezzia, zur Linken den Fels, zur Rechten das Meer.

Wir sprachen viel und über vieles — ein unbefangenes Gespräch wollte sich doch nicht fügen. Ich vermied es seinen Namen zu nennen und blickte ihn unwillkürlich zuweilen scharf an — er bemerkte es.

Plötzlich blieb er stehen und sagte lächelnd, freilich mit sehr wehmüthigem Lächeln:

„Ich merke schon — es ist dieselbe Geschichte, die mir so oft bei meinen Bekanntschaften passirt ist! Ich werde heftig, wenn ich auf meinen Namen zu sprechen komme und dann hält man mich für wahnsinnig. In manchen Fällen ist es mir gleichgiltig. Aber hier sind wir ja auf einander angewiesen und dann — — doch ich will Ihnen keine

Complimente machen. Ich bitte Sie also, einfach meine Geschichte anzuhören. Ich leugne es nicht, ich werde fast fassungslos vor Schmerz, wenn ich an meinen Namen erinnert werde. Aber ich habe Grund dazu. Hören Sie!"

Und er erzählte, während wir so langsam im Schatten der Oliven dahin schritten:

„Ich stamme aus Livland, unsere Familie ist nachweisbar seit siebenhundert Jahren in Livland und nachweisbar eben so lange adelig. Eine Verwandtschaft mit der schwäbischen Bürgerfamilie ist ganz undenkbar.

Mein Vater, Georg Alexander von Schiller, war russischer General und zeichnete sich in der Krim gegen die Tataren und Türken aus. Bis in sein fünfzigstes Jahr Junggeselle, vermählte er sich, nachdem er einer schweren Blessur wegen den Abschied hatte nehmen müssen, mit einer Cousine, einem verwaisten Mädchen in vorgerückten Jahren. Ich war der erste und letzte Sprößling aus dieser Ehe, welche die beiden vereinsamten Menschen so spät geschlossen, wol ohne Hoffnung auf Kindersegen. Meine Mutter schwärmte für den edlen Dichter und bat daher, ich möge „Friedrich" getauft werden. Die v. Schiller,

Landjunker, schwedische oder russische Offiziere, hatten bis dahin nur „Georg“ oder „Alexander“ oder „Georg Alexander“ geheißen. Darum schüttelte mein Vater den Kopf, gab aber nach, als die Mutter bat: „Der Name soll unserem Kinde ein segnendes Geleite sein und ihn an die Ideale erinnern in den Stürmen des Lebens!“

Meine Kinderjahre auf dem Rittergute verflossen recht trüb und einsam. Vater und Mutter waren alt, krank und darum, trotz aller Liebe, grämlich und mürrisch. Mit den esthnischen Bauernkindern durfte ich nicht spielen und mit den Kindern der Standesgenossen kam ich selten zusammen. Als ich im sechsten Jahre einen Erzieher erhielt, einen Candidaten der Theologie aus Leipzig, hatte der junge schwärmerische Mann anfangs viel Mühe mit mir düsterem, verschlossenen Jungen. Es gelang ihm schwer, Einfluß auf mich zu gewinnen, aber dann hing ich ihm auch an, auf Tod und Leben, und ward weicher Thon in seiner Hand.

Er formte mich, wie dies in der Menschennatur begründet ist, nach seinem Bilde. Ich wurde weich, gut, schwärmerisch, dem Schönen, namentlich der Dichtkunst zugethan, ein blauer, blauer Idealist.

Von realen Disciplinen hatte er geringe Kenntniß, für thatsächliche Verhältnisse absolut kein Verständniß.

Beides übertrug sich auf mich. Es war eine Erziehung, welche wie die Faust aufs Auge zu meinem künftigen Berufe paßte: Beherrscher von einigen tausend esthnischen Bauernseelen zu sein.

Meine Mutter — den Vater hatte ich im siebenten Jahre verloren — hatte schrankenloses Vertrauen zu dem schwachen edlen Menschen, dessen Geistesrichtung mit der ihrigen sympathisirte. Und dem Candidaten selbst kamen keine Bedenken. „Du heißest Friedrich von Schiller", pflegte er mir zu sagen, „das ist für mich ein Wink Gottes! Du sollst ein idealer Charakter werden, wie dieser Herrliche!" Sicherlich ist selbst der Cultus dieses „Lieblings der Götter und Menschen" nie vorher, nie nachher intensiver betrieben worden, als von uns Beiden und die Werke Schiller's kannte ich mit dreizehn Jahren enschieden besser, als je ein Mensch die Bibel.

Die Früchte dieser Erziehung blieben nicht aus. Als mich meine Mutter an meinem fünfzehnten Geburtstage schweren Herzens von meinem Lehrer trennte und in die landschaftliche Ritterakademie schickte, da begann für mich eine schwere Zeit.

Ich sollte dort die standesgemäßen Leibesübungen, ferner die Landwirthschaft erlernen. Beides widerte mich an, das Erste erschien mir zu roh und das Zweite zu nüchtern. Und erst meine Mitschüler, die derben, lustigen, ungeschliffenen Landjunker! — es war eine bittere Zeit, wiederhol' ich. Mir schienen sie rohe Lümmel, ihnen schien ich ein abscheulicher Duckmäuser. Es war ein Kampf Aller gegen Einen und Sie wissen, es ist im Grunde Niemand grausamer, als übermüthige Knaben. Mir blieben keine Schläge, kein Hohn erspart.

Anfangs nahmen sich die Lehrer meiner an. Als aber bei einer Revision in meiner Lade mein poetisches Tagebuch entdeckt wurde — seichte Nachahmungen und schwachathmige Transscriptionen meines Lieblingsdichters — da zogen auch sie die Hand von mir ab. Versemachen war für einen Zögling dieser Akademie ein Verbrechen, praktische Gutsherren wollten sie erziehen, keine Poeten. Von da ab hieß ich „Schiller der Kleine", und wenn ich mich bei den Lehrern beklagte, meinten sie: „Dir geschieht eine Wohlthat, wenn man Dir Deine phantastischen Grillen austreibt!"

Daß ich jedoch dadurch nur um so tiefer in

diese Grillen hineingehetzt wurde, ist selbstverständlich.

Ich fand nicht den Muth, mich gleich meinem Vorbilde durch die Flucht aus der Akademie zu retten, aber ein Brief an meine Mutter befreite mich von diesen Qualen. Der Candidat wurde wieder herbeicitirt — er rieth, mich in Deutschland ausbilden zu lassen.

Damals, gegen das Ende der dreißiger Jahre, galt Dresden und der Kreis der „Abendzeitung" ür den Mittelpunkt aller deutschen Schöngeister. Darum sehnte sich Herr Bullhase — dies der etwas prosaische Name meines schwärmerischen Mentors — dahin, wie sich der Türke nach Mekka sehnt.

Nun, er setzte es durch, und wir gingen nach Elbflorenz und blieben drei Jahre dort. Die Atmosphäre, in der wir während jener Zeit lebten, war überaus ästhetisch; sie läßt sich am besten durch schwachen Theegeruch und den welken Duft matter, epigonenhafter Reime charakterisiren. Ich gerieth in den Kreis des greisen Tieck und wurde von den Blaustrümpfen seines Hofstaates gehätschelt und verzogen und um alles starke männliche Empfinden gebracht, welches etwa noch als Erbschaft des Blutes

in mir steckte. Und warum wendeten sie dem bartlosen unbeholfenen Jungen solche Aufmerksamkeit zu? Weil ich Friedrich von Schiller hieß! — Das schien diesen hypersentimentalen Weibern gar so pikant!"

Der Erzähler hieb grimmig mit seinem Spazierstöckchen durch die Luft.

Ich mußte lächeln, aber er blieb sehr ernst.

„Das ist ja eben mein Unglück," sagte er. „Es hat sich Alles lächerlich mit mir gefügt und mein Leben ist daran zerbrochen. Hören Sie — es kommt immer komischer und damit immer tragischer!

Daß ich selbst Verse machte, hatte ich bis dahin verschwiegen. Auch Bullhase, mein einziger Vertrauter, hatte das Geheimniß bewahrt. Aber als er sah, wie ich bei den ästhetischen Herren und Damen immer mehr in Mode kam, fiel ihm das immer schwerer. Endlich kam die Stunde, wo er sich nicht länger bezähmen konnte. „Der junge Schiller dichtet auch!" — In allen Theezirkeln sprach man von nichts Anderem, und wo ich erschien, wurde ich bestürmt, etwas vorzulesen. „Wir haben es längst geahnt!" hieß es, „Sie führen den Namen des Unsterblichen, Sie sehen ihm körperlich ähnlich"

(ich war nämlich damals etwas blaß, trug langes Haar und habe noch heute, wie Sie sehen, eine lange Nase). „Die Natur thut nichts halb — sie hat Ihnen sicherlich auch ein herrliches Talent verliehen.“ Es war eine Logik, wie sie sonst nur im Tollhaus blüht, aber mir erschien der Schluß gleichfalls sehr berechtigt. Doch schwieg ich wenigstens, während der gute Bullhase die Augen verdrehte und rief: „Sie irren nicht, meine Damen und Herren! Er hat herrliche Dichtungen geschaffen — trotz seiner Jugend. Zum zweiten Male wird derselbe Name unsterblich werden!“

Sagen Sie sich selbst, wie dergleichen auf mich wirken mußte!

Ein letzter Rest von Vernunft ließ mich vorläufig doch noch der Welt meine herrlichen Dichtungen vorenthalten. Da stürzte eines Abends Bullhase mit rollenden Augen in mein Stübchen.

„Lies!“ stammelte er, „lies!“

Es war ein Artikel der Abendzeitung — über mich! „Interessanter Jüngling — unsterblicher Name — geistiger Erbe des unvergänglichen Namensvetters — nächstens hoffentlich einige Proben jungen, gewaltigen Talents!“ — Mir tanzten die Buch-

staben vor den Augen, ich sank bebend auf meinen Sitz zurück. Bullhase aber rief: „Du wirst unsterblich, ich mit! Ich Konrad Bullhase, der Lehrer des größeren Friedrich von Schiller! Denn Du wirst größer werden, — mir sagt's mein Herz."

In den nächsten Tagen wuchs der Raptus des Mannes bis zum Wahnsinn. Die „Abendzeitung" war damals eine Macht in Deutschland — der Artikel ging durch alle Blätter. Keine Redaction machte eine ironische oder auch nur zweifelnde Bemerkung, selbst Saphir in seiner „Schnellpost" begnügte sich mit einem kurzen „Aber nun die Proben!" Und „Proben" hieß es auch in den Briefen, welche mir der Postbote zu Dutzenden in das Haus trug, „Proben" forderten alle Narren und Närrinnen Deutschlands in überschwänglichen Zuschriften, „Proben" forderten die Journale, „Proben" forderte Hofrath Hell für die „Abendzeitung."

„Du bist berühmt! — ich bin berühmt! — wir sind berühmt!" schrie Bullhase vom Morgen bis zum Abend und stylisirte merkwürdige Antworten auf die merkwürdigen Briefe.

Der Unterricht kam gänzlich in's Stocken. „Dichte!" rief mir mein Lehrer zu; „Du bist es der Welt schuldig! Fühlst Du vielleicht gerade den Drang? Geh doch in Dein Stübchen!" — Ich schüttelte den Kopf — ich war wie betäubt. Und als Bullhase mir eines Morgens zurief: „Her mit der Morgenröthe! Die Welt wartet nicht länger!" — da gab ich die Morgenröthe. So hieß nämlich das Gedicht, welches wir beide für mein bestes hielten.

Es erschien in der nächsten Nummer der „Abendzeitung" mit der Unterschrift „Friedrich von Schiller" und einer Note der Redaction, welche auf ihren Artikel verwies und bemerkte: „Das Gedicht sei bereits vor vier Jahren entstanden, also von einem Vierzehnjährigen geschrieben."

„Das ist ja nicht wahr!" rief ich entrüstet meinem Lehrer zu.

„Ich begreife auch nicht, wie Hell dazu kommt," entschuldigte er sich und stürmte in die Redaction.

Zornroth kam er zurück. „Hell neidet Dir Deinen jungen Ruhm!" rief er. „Aber heute Abend, bei Frau von S., werden wir unbefangene Richter finden!"

Doch wurden wir auch da nicht mit einem begeisterten „Hoch!“ empfangen, sondern mit verlegenem Schweigen.

„Warum haben Sie just ein Gedicht aus der Knabenzeit drucken lassen?“ fragte man mich und als ich naiv meinte: „Es ist vor drei Monaten entstanden,“ schwiegen die Wohlwollenden und die Spötter lächelten.

Bullhase ging wüthend heim, ich vernichtet.

Am nächsten Morgen ließ mich Tieck zu sich bitten.

„Ich will Sie warnen,“ sagte der gütige Greis. „Es giebt gewiß kein größeres Unglück für einen jungen Dichter, als Friedrich von Schiller zu heißen. Dafür können Sie nichts, aber wählen Sie ein Pseudonym. Ob Sie Talent haben oder nicht — das Gedicht läßt keinen Schluß zu. Es ist nicht gut, noch schlecht und hätte mit einem gleichgiltigen Namen vielleicht hier und da gefallen. Aber so! — Sie führen den Namen eines National-Heiligen unseres Volkes. — Bedenken Sie dies!“

„Tieck neidet Dir Deinen jungen Ruhm!“ rief Bullhase, als ich ihm diese Unterredung berichtete. „Pseudonym — lächerlich! Da kannst Du erst in

zehn Jahren bekannt werden — mit Deinem Namen bist Du eigentlich jetzt schon berühmt!"

Da hatte er eigentlich nicht so unrecht — es kommt nur darauf an, was man unter „Berühmtheit" versteht. Denn, wie es früher verzückte Briefe in meine Stube gehagelt, so jetzt solche voll ätzendster Satire. Und die Zeitungen! So ist noch nie ein junger Lyriker massacrirt worden. Am furchtbarsten wüthete Saphir. „Der Junge Schiller ist kein junger Schiller," begann seine Kritik, welche mit dem Vorschlage schloß, mich zum Unterschiede „Schiller, den Dummkopf" zu nennen. Ich war mit einem Schlage eine komische Person.

Diese Erkenntniß dämmerte in mir, trotz meiner achtzehn Jahre und alles künstlichen Rausches. Aber ich war ein Product meiner Erziehung: schwach, schwärmerisch, ohne alle Kenntniß des Lebens. Als mir Bullhase sagte: „Die Dresdner sind neidisch! Wir werden trotzdem die Welt erobern, aber von Leipzig aus!" da ging ich mit ihm nach Leipzig.

Ein Jahr lang liefen wir dort Spießruthen in den Spalten der Zeitungen und in den literarischen Salons — ich wurde in beiden gern gesehen, weil

„der Junge Schiller“ so überaus amüsant war. Dann verlor selbst Bullhase den Muth und meinte, daß sich die Welt doch eigentlich nur von Berlin aus erobern lasse.

Wir gingen nach Berlin.

Ich brauchte mich dort nicht erst lächerlich zu machen, ich war es schon durch den Ruf, der mir voranging. Nie hat ein Humorist größere Heiterkeit erregt, als „Friedrich von Schiller d. J.“ durch seine sentimentale Lyrik.

So verstrich mir in fieberhaftem Versemachen und demüthigenden Kränkungen wieder ein Jahr. Ich war eben im Begriff, eine Sammlung in Buchform zu veranstalten, als mich eine Trauerkunde in die Heimath rief. Meine Mutter war plötzlich verschieden — ich mußte selbst über die Verwaltung der Güter disponiren. Der große Schmerz und die nothwendige Beschäftigung mit praktischen Dingen rüttelten mich wach. Ich ordnete meine Angelegenheiten, so gut ich konnte, installirte meinen Mentor auf eine fette Pfarre und ging allein nach Greifswalde. Ich wollte nachholen, was ich bisher versäumt: etwas Tüchtiges zu lernen. Und was meine Verse betrifft, so wollte ich zwar

nicht das Dichten aufgeben, aber vorläufig das Druckenlassen.

Das führte ich auch pünktlich durch.

Ich lebte in der kleinen Stadt so still als möglich meinen Studien und ging jeder literarischen Persönlichkeit weit aus dem Wege. Aber meinen ehrlichen Namen, den Namen meiner Ahnen, konnte ich doch nicht ablegen. Und darum schleppte ich auch hier die Lächerlichkeit mit, wie eine klirrende Kette.

Es war eine politisch sehr stille, nur durch literarische Interessen bewegte Zeit, und so wußten die guten Greifswalder nicht blos von dem großen, sondern auch von dem kleinen Schiller. Wenn ich Jemand vorgestellt wurde, so hatte er Mühe, das Lachen zu verbeißen. In vielen Fällen mochte ich mir dies auch nur einbilden, ich war eben krankhaft empfindlich geworden! Kurz, als ich Greifswalde nach drei Jahren verließ, konnte ich mir mit Genugthuung sagen, daß ich meine Bildung nach Kräften gefördert, aber jener Bann der Lächerlichkeit war nicht von mir gewichen!

Was konnte mich davon befreien? Ich grübelte und sann und kam auf einen recht thörichten, aber

psychologisch sehr begreiflichen Ausweg. Trotz allen Hohnes hatte ich mir den Glauben an mein Talent erhalten. Ich war fest überzeugt, daß das Schicksal meiner Gedichte ohne den unglückseligen Namen ein besseres gewesen wäre. Ich hatte in Greifswald fortgefahren zu dichten und wollte aus diesen neuen Liedern eine Sammlung pseudonym erscheinen lassen.

Hatte sie den erträumten Erfolg, so wolle ich hervortreten und sagen: „Seht, man braucht deshalb kein schlechter Dichter zu sein, auch wenn man das Unglück hat, Friedrich von Schiller zu heißen.“

Das sollte schlecht enden für mich — entsetzlich!

Ich ging nach Stuttgart und bot einem dortigen Verleger meine Gedichte an. Meinen wirklichen Namen mußte ich ihm natürlich nennen, verpflichtete ihn jedoch zu strengstem Stillschweigen. „Lieder von Fritz Borkenau“ sollte es auf dem Titelblatte heißen, und wer Fritz Borkenau sei, sollte Niemand ahnen.

Um die Correctur ohne Verzögerung besorgen zu können, miethete ich mich im nahen Cannstadt ein. Ich fand Bekannte dort, Landsleute, adelige Familien aus den Ostseeprovinzen, welche in der

schönen Villenstadt mit dem milden Klima den Winter verbrachten. Ich wurde mit offenen Armen aufgenommen, denn ich war jung, reich, ledig. Von meinem einstigen Debüt als jüngerer Schiller wußten die Herrschaften nichts — unser Adel lebt sehr exclusiv und kümmert sich wenig um Literatur. In einer dieser Familien lernte ich die Nichte des Hauses näher kennen, Baronesse —, doch der Name thut nichts zur Sache. Ich pflegte sie stets Lilli zu nennen, weil sie mich in ihrer süßen, holden Anmuth an diese Goethe'sche Mädchengestalt erinnerte ...."

Der verwitterte Mann an meiner Seite hielt inne, seine Augen hatten einen sonderbaren Glanz.

„Es war eine schöne Zeit," sagte er dann leise, tief aufathmend. „Ich liebte das Mädchen, wurde von ihr geliebt und der ganze Kreis begünstigte unseren Bund. Wir seien für einander geboren, meinten die Leute und wir waren derselben Ansicht. Es entging mir nicht, daß Lilli keine tiefe Natur sei — aber gut war sie und heiter und entzückend anmuthig und — ich liebte sie bis zur Raserei! Ein boshaftes, altes Mädchen gab mir einmal zu verstehen, Lilli sei so sehr von dem Urtheil der

Welt abhängig und liebe mich eigentlich nur deshalb, weil unser Kreis es so wolle. Aber darüber lachte ich, ich wußte es ja besser!

An meine Gedichte dachte ich während der Zeit wirklich nur, wenn ich die Correctur besorgte. Einige Tage vor Ausgabe des Werkes kam es zwischen mir und Lilli zur Entscheidung, wir tauschten den ersten Kuß. Officiell wurde die Verlobung noch nicht verlautbart, weil wir uns erst die Einwilligung von Lilli's Vater erbitten mußten, der daheim in Kurland lebte.

Ich übernahm es, sie persönlich einzuholen, da meine Güter ohnehin dringend einen Besuch erheischten.

Ich reiste ab, nach vier Wochen war ich bei Lilli's Vater, nach weiteren vier Wochen auf der Rückkehr nach Süddeutschland.

In Königsberg machte ich für einige Stunden Halt. Als ich vor den Gasthof trat, fiel mir ein Buchladen in's Auge und in der Auslage die „Lieder von Fritz Borkenau."

Ich ging hinein und kaufte mir ein Exemplar.

„Das Buch geht in den letzten Tagen reißend ab," bemerkte mir der Commis, „seit dem Artikel

im „Morgenblatt.“ Alle Welt will nun über „Schiller den Jüngeren“ lachen!“

Ich fühlte, wie ich todtenbleich wurde.

„Was war das für ein Artikel?“ fragte ich.

„Hier, mein Herr.“ Er reichte mir die betreffende Nummer.

Es war die niederträchtigste Kritik, die je über ein Werk erschienen. Sie begann in gehässigster Weise mit einer Schilderung meiner Jünglingszeit in Dresden, Leipzig und Berlin, und ging dann mit der Wendung, daß der Dichter, „früher so unverschämt, jetzt so verschämt geworden“, auf das Buch über, um es zu zerfleischen ....

Was ich im Lesen empfand, kann ich nicht schildern, und nicht meine Gedanken auf der weiteren Reise. In mir toste das Blut und dabei quälte mich die Frage: „Was wird Lilli sagen?“

Mein erster Gang war zu meinem Stuttgarter Verleger.

„Haben Sie mein Geheimniß preisgegeben?“ fragte ich den jungen hageren Menschen, das Prototyp eines Harpagon.

„In bester Absicht,“ stammelte er, „Gedichte gehen schwer — ich dachte — ein pikantes Moment —“

„Hier meinen Dank!“ Und ich hieb ihm mit meiner Reitgerte ins Gesicht und bedaure noch heute nicht, es gethan zu haben.

Dann ging ich zum alten Herrn von Cotta. „Sie sind ein ehrenwerther Mann, Herr Baron! Wer hat den Artikel „Der junge Schiller“ geschrieben?“

„Herr Sigewitz,“ erwiderte er ohne Besinnen. „Ich nenne den Namen, weil mich die Gemeinheit empört. Ich habe den Artikel erst in der Nummer gelesen. Mein Redacteur hat ihn aufgenommen, weil Sie in Ihrer Jugend mit dem Namen des Genies — verzeihen Sie mir den Ausdruck — Unfug getrieben!“

Dann fuhr ich nach Cannstadt in meine Wohnung. Auf meinem Tische lag ein Brief von Lilli's Onkel.

Er schrieb kurz und höflich: Seine Nichte müsse mir zu ihrem Bedauern mein Wort zurückgeben, sie habe sich einem Gutsbesitzer, keinem „Dichter“ verlobt.

Ich stürmte hin, ich mußte mir den Eintritt erzwingen.

„Die Damen sind abgereist,“ versicherte der Diener.

Nur der Onkel war endlich zu sprechen. „Lilli hat viel um Sie geweint," sagte er, „aber sie hat nicht den Muth gehabt, den Fluch der Lächerlichkeit zu tragen!"

Am nächsten Morgen schlug ich mich mit jenem Literaten, der aus Frivolität mein Glück zerstört. Meine Kugel fehlte, die seine verwundete mich an der Schulter.

Als ich geheilt war, kehrte ich nach Livland zurück ...."

Herr von Schiller verstummte.

„Und dann?" fragte ich nach langer Pause.

„Es ist bald gesagt," erwiderte er. „Ich zog mich auf meine Güter zurück und lebte da wie ein Einsiedler. Was etwa aus der Welt in meine Einsamkeit drang, bewies mir, daß mich meine Standesgenossen in den Ostseeprovinzen noch immer als einen Quell stiller Heiterkeit betrachteten.

Ich wurde endlich völlig menschenscheu und melancholisch. Um nicht schon bei lebendigem Leibe zu sterben, riß ich mich einmal daraus empor, machte Reisen und trat dann in die russische Armee. Es war so ziemlich derjenige Beruf, der am wenigsten

für mich taugte. Vor fünf Jahren habe ich als Oberst quittirt und lebe seitdem hier und da!"

„Sie sind einsam geblieben?"

„Ich fand keine Andere, die ich hätte so lieben können, wie ich Lilli geliebt."

Wieder gingen wir lange schweigend neben einander her.

„Nun," fragte er, „antworten Sie selbst: Was war der Fluch meines Lebens? Und kann ich ruhig bleiben, wenn man mich frägt, ob ich ein Verwandter des Dichters bin?"

Ich habe damals nichts erwidern können und füge auch heute kein Wort bei. Zu jenen Tragikomödien, welche das Schicksal dichtet, soll man sich nicht vermessen, einen Commentar schreiben zu wollen . . .

Herr Friedrich von Schiller ist im Frühling 1876 in Nizza gestorben.

Vor einigen Monaten hat ein deutscher Literarhistoriker im Norden einen Artikel veröffentlicht, worin er bewies, daß der russische Oberst a. D., der letzte seines Stammes, kein Verwandter des Dichters gewesen. Diese höchst wichtige Arbeit wurde, wie gesagt, nicht blos geschrieben, sondern

auch gedruckt! Daß der Verstorbene auch ein Dichter gewesen, stand nicht darin, blos jener Nachweis.

Wenn mein unglücklicher Reisegenosse wenigstens dies noch erlebt hätte! . . .

— —

Der Hiob von Unterach.

Ich habe den verwichenen Sommer zu Unterach verlebt, einem lieben, stillen Berg- und Seedörfchen im Hausruckviertel, welches — allen Göttern sei es gedankt! — bisher noch keine moderne und berühmte Sommerfrische geworden ist. Eben darum läßt sich dort gut und schön hausen, und wer auf dem Lande nichts sucht, als einen erhebenden Ausblick für's Auge, ein erquickliches Seebad und eine tiefe, tiefe Stille, in welcher sich die Qual überreizter Nerven langsam lindert und löst, der mag für künftige Zeiten den Namen im Gedächtniß behalten und wird mir dankbar sein. Und wenn er auch, gleich mir, zuweilen den Kopf wird schütteln müssen über die ortsübliche Auffassung eines Wiener Schnitzels und eines englischen Beefsteaks, und wenn er, des Rumohr'schen Wortes, daß jede gute Speise

ein Gedicht ist, eingedenk, allmählich zur Ueberzeugung kommt, daß des Postwirths Nettl eine prosaische Natur ist, welche nie Gedichte macht, so wird er doch besänftigt und versöhnt sein, sobald er wieder vom Teller aufblickt. Denn der hungrige Magen wird schließlich doch satt, gleichviel wie, das durstige Auge aber kann nie satt werden, die ernste und doch liebliche Schönheit dieses Landschaftsbildes einzusaugen, welche jeder Tag für ihn ausbreitet, immer dieselbe und doch täglich von entzückender Neuheit. Da schimmert, breit und mächtig ausgegossen, die azurne Fluth des „österreichischen Meeres", des Attersees; da heben sich die grauen, ernsten Felsen des Höllengebirges; da rauscht der triefgrüne Bergwald des Attergau's, und wer eine halbe Wegmeile nicht scheut, kann von diesem begnadeten Dörfchen aus die drei schönsten Seen des Kammerguts zu seinen Füßen blinken sehen und rauschen hören. Freilich ist nichts auf dieser armen Erde so licht und schön, daß es nicht auch seine schauerliche und grauenhafte Seite hätte, und so ereignen sich allsommerlich im Fremdenbuch von Unterach um dieser Schönheit willen viele und lange Gedichte. Aber diese werden doch gewöhnlich

nur von Jenen gelesen, welche selbst neue hinzuschreiben, und so erweist es sich zugleich auch hier tröstlich, daß jede böse That meist schon ihre Strafe in sich trägt.

Fast nur die Natur wird von diesen Dichtern gefeiert; der Menschen hat nur Einer gedacht, ein Wiener Börsianer, und der hat mit jenem feinen Tacte, welcher diese Menschenklasse auszeichnet, sich über das viele Beten im Attergau lustig gemacht. Nun will mich freilich bedünken, als ob es gut wäre, wenn in jedem dieser Bergdörfer neben der stattlichen Kirche auch ein stattlich Schulhaus stünde, aber nur ein frivoler Thor wird darüber spötteln können, daß ein Volk, welches in diesen Bergen den Kampf um's Dasein führen muß, täglich von Neuem in langen, durstigen Zügen aus dem Quell seines Glaubens trinkt. Denn dieselbe Natur, welche uns Städtern den kurzen Sommer hindurch so lieblich lächelt, weist den Eingeborenen durch acht Monate des Jahres ein düsteres, erbarmungsloses Antlitz, und ihr Walten ist ein grausam strenges, und grenzenlos sind die Schrecken, wenn sie wüthet. Ich bin vielleicht kein genügend moderner Mensch, — das ist ja möglich — aber ich habe nie über

diese unzähligen Kreuze und Capellen lächeln können, mit denen alle Wege übersäet sind, und nie über jenes monotone halbstündige Chorgebet, welches viermal im Tage aus diesen niedrigen Hütten dringt. Ich muß dabei immer denken: über diese Hütten braust ja vom November bis zum April der Schneesturm, und die Menschen, die darin wohnen, müssen sich als Holzknechte und Flößer ihr Brod verdienen! Denn der Ackerbau giebt in diesem rauhen Strich geringen Ertrag, und die Hausindustrie ist leider noch wenig verbreitet und kann auch, verschiedener trauriger Verhältnisse wegen, auf Jahrzehnte hinaus nicht zu rechter Blüthe gelangen. So geben nur der Wald und der See diesen Menschen das dürftige Brod, aber beide sind auch hart und tückisch, und statt des ersehnten Lohnes findet da Mancher den Tod — täglich auf das Schlimmste gefaßt zu sein, gebietet leider nicht etwa die übertriebene Furcht, sondern die tägliche Erfahrung. Ach! was würde aus diesen beladenen Menschen werden, wenn sie nicht auch immer wieder aus dem Quell des Uebersinnlichen trinken könnten, welcher sie stählt und tröstet? Und was wäre dann aus dem Ebenhiesel zu Unterach geworden?

Der Ebenhiesel ist nur ein armer, alter Holzknecht in einem entlegenen Winkel der Erde und wahrlich kein Mensch auffälligen Geistes. Und doch will ich die Antwort auf eine ewige Frage suchen, indem ich seine Geschichte erzähle. Ist es denn aber der Ebenhiesel auch werth? Vor Gott, steht geschrieben, sind alle Menschen gleich viel werth — auch vor jenem Gott, dem ich mich beuge, und dessen Satzungen nirgendwo aufgezeichnet sind in bündigen Geboten, aber vielleicht um so deutlicher in dem Walten der Natur und den Empfindungen des Menschenherzens. Und auch bezüglich der weiteren Frage, ob dieser arme, beschränkte Greis interessant genug ist, will es mir scheinen, als ob sie grundlos wäre: alle Menschen sind, im Tiefsten besehen, gleich interessant, wenn man sie recht verstehen lernt — über Leben und Entwicklung des Unbedeutendsten ließe sich ein stattliches Buch schreiben. Und dieses Buch wäre sogar, sofern man Alles darlegen könnte, wie es sich wirklich gefügt, das merkwürdigste und spannendste, welches je erschienen. Der Thautropfen gleicht nicht dem Meere — die Erscheinungen der seelischen Welt sind nicht alle gleich bedeutend, gleich eindrucksvoll und an-

ziehend. Aber über allen walten die nämlichen Gesetze, wie man ja auch die Brechung des Lichtes im Wasser ebenso an dem Weltmeer studiren kann, wie an dem winzigen Tröpfchen, welches an der zarten Blattfeder des Farrenkrautes im Morgenwinde schwankt. Wie viele Erzähler führen euch im stolzen, starken Schiff auf den weiten Ocean hinaus — so horchet denn gütig auch Einem, dem sein eigen Herz und Schicksal es nahe gelegt, sich lieber zu den versprengten Tropfen im Grase zu bücken! —

Ich bin zu dem Ebenhiesel und seiner Geschichte auf die denkbar einfachste Weise gekommen und glaube, es ist das Beste, wenn ich bezüglich beider keinen Versuch romantischer Aufputzung mache. So gestehe ich denn, daß ich den alten Mann nicht etwa unter Blitz und Donner in einer Felshöhle kennen gelernt, sondern an einem klaren Augustmorgen in der Krämerei des Caspar Deubler in Unterach. Das Haus steht auf demselben Hügel, wo die Dörfler ihre Kirche erbaut und ihren Friedhof angelegt, und über den halben Attersee hin sieht man es im Schmuck seines gelben Anstrichs neben der weißen Kirche schimmern. Aber schier

noch weiter reicht der Ruf dieses Hauses als der Stätte, wo man die besten Cigarren bekommt, und dieser Vorzug, sagt man, rührt daher, weil der gegenwärtige Besitzer der Krämerei, des alten Deubler's Schwiegersohn — er heißt Gottlieb Mittendorfer und hat einen langen rothen Bart, auf welchen er mit Recht stolz ist — dem Tabakverleger im Markte Mondsee bereits drei Knaben aus der Taufe gehoben hat. Dies mag auch seine Richtigkeit haben, aber — sei es nun, daß die Familie in Mondsee keinen weiteren Zuwachs erfährt und die alte Freundschaft so wegen Mangels an neuerlicher Bethätigung allmählig einrostet, oder daß die Regie in letzter Zeit nur durchweg Cigarren ausgibt, welche man bezüglich der Schlechtigkeit unmöglich mehr in Kategorien eintheilen kann — im August ist das kaiserlich königliche Rauchzeug auch im Deublerhause zu Unterach schlecht gewesen, sehr schlecht. Es war eine Qual, es zu rauchen, und keine angenehme Aufgabe, jeden Morgen die nassen, blassen, schiefgewickelten Dinger auszuwählen. Wer solches Leid mitfühlend würdigen kann und ferner erwägt, wie laute Klage das Herz denn doch ein wenig erleichtert, der wird begreiflich finden,

daß ich jeden Morgen, im dargereichten Käſtchen wühlend, jammerte wie ein Türke und fluchte wie ein Papſt.

Alſo that ich auch an jenem Auguſtmorgen. Der ſchönbärtige Gottlieb lächelte halb mitleidig, halb ſpöttiſch, ſagte jedoch keine Silbe. Aber ein Kunde, der nach mir eingetreten und deſſen ich bisher nicht geachtet, ſchien an meinen Klagen Anſtoß zu nehmen. Denn er ſagte plötzlich laut und langſam in meinen leiſer werdenden Monolog hinein:

„Der Herre muß wohl noch jung ſein — ſehr jung muß der Herre ſein."

Ich ſchaute ihn an; er war ein alter, ſehr alter Mann in der Bauerntracht jener Gegend, aber ſie war geflickt und dürftig, und die braunen, runzligen Kniee guckten unterhalb einer kurzen Lederhoſe hervor, die nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge längſt ihre irdiſche Wallfahrt hätte beenden ſollen. Gleichwol machte die Erſcheinung nicht den Eindruck des Verkommenen, wenn auch vielleicht nur um des prächtigen Greiſenkopfes willen. Ein Ausdruck unendlicher Milde lag auf dem blaſſen, durchfurchten, ſcharfgeprägten Antlitz, und dichtes, ſilberweißes Haar floß ehrwürdig an Stirn und Wangen herab.

Nur die Augen waren halb geschlossen, und als sie der Greis öffnete und auf mich richtete, erkannte ich, daß sie lichtlos waren.

„Warum muß ich denn jung sein?“ fragte ich den Blinden.

„Ei ja wohl!“ erwiderte er lächelnd. „Jung müsset Ihr sein! Denn zum Ersten ist das Rauchzeug immer schlecht, und nur die Jungen schimpfen darüber, weil sie noch eine Aenderung erhoffen. Und zum Zweiten will wohl nur ein Junger über so geringe Sach' klagen, weil er noch kein wirklich Leid kennt; im Weiteren kommt dann schon die Geduld und das Schweigen, selbst über ein größer Weh.“

Ich philosophire sehr ungern mit schöngeistigen Damen und Herren, aber mit so einem Stück ursprünglicher Menschheit thu' ich's gern.

„Das scheint mir nicht so,“ erwiderte ich also. „Denn zum Ersten ist es der Menschen Art, auch über das zu klagen, was sich nicht ändern läßt, wobei auch zu bemerken ist, daß die Cigarren zwar gewöhnlich, aber doch nicht immer schlecht sind —“

„Cigarren,“ fiel mir der Greis in's Wort,

„rauche ich nicht, aber der Pfeifentobak ist immer schlecht, und es ist nur der Thoren Art, über das Unabänderliche groß' Geklage zu machen. Aber redet nur weiter!"

„Und zum Zweiten," fuhr ich fort, „erträgt Mancher ein großes Leid schweigend, aber bei kleinem Verdruß macht Jeder gern Lärm."

„Sehet," erwiderte der Blinde, „solches verstehe ich nicht. Möglich, weil Ihr ein Städtischer seid und ich ein Holzknecht. Glaub's aber nicht, daß dort die Menschen anders sind. Fleisch und Blut sind sie dort und gleich so im Dorfe. Und wen man in's Fleisch ritzet, der schreit nur ein wenig, wer aber tief geschnitten wird, schreit stark. Versteh' also nicht, was Ihr meint mit dem kleinen Verdruß und großen Lärm."

Ich suchte es ihm klar zu machen, so gut ich vermochte, und ließ mich auch durch das spöttische Lächeln des Schönbärtigen nicht stören. Denn er, der gebildetste Mann von Unterach, welcher täglich im Wiener „Neuigkeits-Weltblatt" las, hätte allerdings nicht mit einem alten Holzknecht philosophirt, höchstens mit dem Wundarzt Angelis oder dem Kaufmann Solterer. Nicht an diesem Lächeln also

lag es, wenn mir meine Absicht nicht glückte, sondern weil wir da wirklich an die Kluft gerathen waren, welche den gezähmten Culturmenschen von dem Naturmenschen scheidet, der sein Herz nicht hehlen kann und ohne viel Gegenkampf seinen Instincten folgt.

„Versteh' Euch nicht, Herre," erwiderte also der Blinde bedächtig, aber entschieden auf meine Rede. „Kein Mensch ist Holz, und er schreit um so stärker, je tiefer er geschnitten wird. Nun kommt aber das Weitere, dessen ich gedacht: beim ersten Schnitt schreit man fürchterlich, aber beim zweiten und dritten schon gelinder, und endlich seufzt man nur leise. Sehet — als sie mir meinen Hans auf der Bahre entgegenbrachten, hab' ich noch laut geschrieen, aber als ich vor drei Jahren blind geworden, hab' ich kaum mehr geklagt."

„Ueber Euch ist Vieles gekommen?" fragte ich mitleidig.

„Sehr Vieles, Herre. Aber," fügte er dann hinzu und nicht etwa feierlich, sondern mit mildem, fast fröhlichem Lächeln, „was Gott thut, das ist wohlgethan, und wer klagt, klagt ihn an und ist ein sündiger Thor."

Darauf fand ich kein Wort der Gegenrede, wohl aber der stolze Rothbart.

„Erwäget wol, Ebenhiesel,“ sagte er mit überlegenem Wohlwollen, „daß nicht jeder Mensch ein so frommes Gemüth hat, wie Ihr! Ihr heißet nicht umsonst unser Hiob.“

Aber das Lob schien den Greis zu verstimmen. Er streckte wie abwehrend seine Hand vor, und auf dem bleichen Antlitz glomm eine sanfte Röthe auf.

„Hiob!“ rief er. „Wer mir diesen Uebernamen aufgebracht, hat es schlimm mit mir gemeint.“

„Aber wie denn?“ fragte der Krämer erstaunt. „Hiob hat ja der fromme Dulder geheißen in dem heiligen Buch.“

„War aber nicht fromm,“ sagte der alte Mann fast heftig. „Sehet, ich bin katholisch, und bei uns lesen Wenige die heiligen Bücher, und gar nur Einige trauen sich an die jüdische Schrift. Ich aber hab's gethan und mich oft daran erbauet, obwol der Pfarrer mir einmal gesagt hat: ‚Ebenhiesel, lasset ab vom Alten Testament, denn dieses ist nur den verdammten Juden geoffenbaret, und einen Christen fliegen dabei oft böse Gedanken an — er

weiß kaum wie.' Ich aber hab' doch oft meine rechte Andacht und Erhebung dabei gehabt, bis ich auf zwei Bücher gerathen bin, Herre, auf zwei, die mir gar nicht gefallen haben. Zum Ersten das Hohelied. Sehet, ich weiß gar wol, daß unter dem Bräutigam unser Herr und Erlöser zu verstehen ist, und unter der Braut die heilige christkatholische Kirche, aber dieses sollte sich doch auch in ehrbaren Reden offenbaren. Solches jedoch, wie dort geschrieben steht, habe ich nicht einmal zu meiner Kathrein gesagt, als ich zu ihr fensterln gegangen bin. Sehet, jungen Leuten muß ja gar heiß dabei werden, wenn sie Solches lesen, und dann vergessen sie wohl am End' dabei auch die Kirche und den Herrn."

„Eben darum," meinte der Krämer, „sollten es nur die Juden lesen, und von Christen nur die hochwürdigen Herren."

Aber der Greis schüttelte den Kopf.

„Nun wohl," rief er, „um die Juden will ich mich nicht kümmern, ob ihnen heiß wird oder nicht, aber auch für einen jungen hochwürdigen Herrn wär' es manchmal eine Gefährlichkeit. Das zweite Buch aber," fuhr er fort, „ist gerade jenes selbige

Buch Hiob, nach dem Ihr mich nun benennet in meinen alten Tagen. Ich will es nicht hören — dieses Buch ist nicht gut. Denn zum Ersten will es mir gar nicht gefallen, daß Gott Vater eine Wette darin abschließt mit dem Teufel über den Mann im Lande Uz. Eine Wette mag der Kraus-hans'l abschließen mit dem Weberton'l, wer von ihnen schneller seine Plätte nach Weißenbach rudern kann, oder Ihr, Krämer, mit dem Solterer, wer im Monat mehr Waar' verkauft, aber dem Herrn geziemt es nicht, mit dem Teufel zu wetten. Ganz und gar nicht geziemt ihm das. Wohl sage ich mir, daß Solches sich noch in der jüdischen Zeit begeben hat, und daß er es heute nicht mehr thäte, weil ihm unser Herr Jesus Christus und die heilige Gottesmutter davon abrathen würden, aber auch damals schon hätte er es nicht thun sollen, und wenn er es gethan hat, so hätte er es verschweigen sollen und nicht offenbaren in einem heiligen Buch."

„Ebenhiesel!" verwies der Krämer, „was Ihr für Reden führet — wenn das der Herr Pfarrer hörte!"

„Hab's ihm selbst erzählt," erwiderte der Blinde, „und darauf hat er mir jenes Wort gesagt vom

Alten Testament, aber dieses war seine ganze Widerlegung, auch bezüglich des Zweiten und Dritten, wo mir dieses Buch nicht gefällt. Denn zum Zweiten ist es nicht schön vom Hiob, daß er endlich doch an Gott verzweifelt und gegen ihn murrt — solches steht keinem Menschen zu, am wenigsten jenem, welcher fromm ist. Was Gott thut, ist wohlgethan — allimmer und allüberall. Und wenn schon beim ersten schweren Leid eine Klage verzeihlich ist, so doch gewißlich nicht beim letzten, weil da schon Gottes Hand und Wille deutlich sind. Aber dieser Hiob ist ja zudem ein Mensch, der sich am liebsten hat — er klaget erst, als die Hand Gottes seinen eigenen Körper trifft — und doch thut es dem Herzen des Frommen größer wehe, wenn seine Kinder dahinwelken oder zur Grube fahren, wie vom Blitz getroffen, als wenn ihn selbsten ein Unglück trifft an Augen oder Gliedern. Ja, viel mehr, Herre — dieses weiß ich, denn ich habe Beides erfahren!"

Das Letztere sagte er mit zitternder Stimme und in so eigenthümlichem Ton, daß es mir an's Herz griff.

Erst nach einer Weile fragte ich:

„Und warum gefällt Euch das Buch Hiob zum Dritten nicht?“

„Zum Dritten,“ war die Antwort, „weil Hiob auf dieser Erde noch Alles wieder bekommt, was er verloren hat: Haus und Hof und Heerden, Gesundheit des Leibes und sogar blühende Kinder. Sehet — vielleicht war es wirklich so, aber dann hätte man es doch nicht schreiben sollen. Denn gewöhnlich sieht der Mensch auf Erden nimmer wieder, was er verloren, und todt bleibt Alles, was ihn einst erfreuet. So wird durch das Geschick des Hiob nur der Neid geweckt oder die thörichte Hoffnung. Denn auf Erden hat der Mensch nichts zu erwarten, als Kummer und Herzeleid, und erst drüben kommen die Freuden, und man weiß, warum man gelebt hat und gelitten.“

„Und wenn sie auch drüben nicht kommen?“ fragte der Krämer und lächelte selbstgefällig über seine große Aufgeklärtheit. „Habt Ihr's denn schriftlich, Ebenhiesel?“

„Schweiget!“ rief dieser heftig und auf dem sonst so milden Antlitz lag ein Zug düsterer Strenge. „Schweiget, Krämer! Wer an der künftigen Aus-

gleichung zweifelt, zweifelt an Gott und ist ein Sünder. Aber," fuhr er ruhiger fort, und allmählich milderte sich seine Stimme zu sanfter Weichheit, „wenn Euch jene Frage wirklich vom Herzen gegangen ist, so will ich Euch nicht zürnen, denn dann seid Ihr gestraft genug. Wie könnt Ihr dieses Leben nur eine Stunde ertragen, so es Euch nicht ein Vorhof ist für den ewigen, gerechten Zustand? Dann seid Ihr ja arm und gar viel ärmer als ich, den Ihr den Hiob nennet."

„Bin ja gläubig!" erwiderte der Krämer etwas kleinlaut. „Müsset nicht gleich predigen wie der Pfarrer."

„Der predigt anders," sagte der Greis lächelnd, „ganz anders!"

„Ist er Euch nicht fromm genug?" fragte ich.

„Zu fromm!" erwiderte er kurz. „Predigt, als ob der Mensch ein Engel sein sollt', und 's ist doch schwer genug, ein Mensch zu sein." Dann aber zog er sein Lederbeutelchen und reichte es dem Krämer, daß dieser sich den schuldigen Betrag selbst daraus entnehme.

„Man sieht, daß Ihr erst seit Kurzem das Augenlicht verloren," bemerkte ich. „Sonst kann

ein Blinder die Münzen nach dem Gefühl unterscheiden."

„Freilich wohl," bestätigte der Greis. „Aber meine Hand ist rauh vom schweren Schaffen und kann das Kleinzeug nimmer unterscheiden."

„Wie seid Ihr erblindet?" fragte ich, nicht blos um ihn zu weiterer Rede zu bewegen, sondern weil mir seine Augen völlig ungetrübt, ja in so schöner Klarheit entgegenblickten, wie sie im hohen Greisenalter sehr selten zu finden.

„Sehet," war die Antwort, „es war keine Leichtsinnigkeit dabei und kein Verschulden und keine Krankheit — nur Gottes Hand war's. Vor drei Jahren hat sich's begeben, in der Lenzzeit und am Kirchhof. Dort ist ein Plätzchen, wo ich am liebsten bin, mitten unter den Meinen; sie hören mich nicht, wenn ich zu ihnen rede, aber mir wird das Herz doch leicht und getröstet. Da sitze ich also an jenem wunderschönen Tag und sehe zu, wie die kleinen Sommervöglein (Schmetterlinge) dahinflattern über das junge Gras, und mir wird das Herz gar bang und schmerzlich. Alles Gethier wird wach, denke ich, und nur die Todten modern in den Grüften. Ja, geklagt hat mein Herz, aber

nicht gemurrt, und Ihr dürfet also nicht glauben, daß es Gottes Strafe war. Schmerzlich habe ich geklagt, und da sind mir wieder die Thränen gekommen, die lieben, tröstlichen Thränen — ach, Herr, es ist eine milde Wohlthat, wenn man recht weinen kann, und ich hatt' es vordem durch lange Zeit nicht gekonnt und mich darum recht ausgeweint an jenem Tag. Und wie mir also die Thränen strömen und das Herz betet, da zuckt es plötzlich durch mein morsch Gebein, nur einmal, aber übermächtig, vom Wirbel bis zur Zehe, als hätte mich ein Blitz durchfahren. Die Glieder werden mir starr, und es wird Nacht vor meinen Augen. Die Lähmung hat sich verloren, aber die Nacht ist geblieben bis zu diesem Tag. Was liegt daran? Das innere Licht leuchtet mir tröstlich und helle."

Er schwieg.

„Wol ein partieller Nervenschlag," sagte ich sinnend nach einer Pause.

Der Greis schüttelte das Haupt.

„So Aehnliches hat auch der Arzt gesagt, aber es war Gottes Hand. Seid wol auch ein Arzt?"

„Nein," erwiderte ich. „Aber so viel weiß ich:

es ist nicht unmöglich, daß Euch das Augenlicht allmählig wieder komme."

„Glaub's nicht!" sagte der Blinde und lächelte traurig vor sich hin. „Und hoffe es nicht und wünsche es nicht. Was hätte ich davon? Habe nichts mehr anzuschauen auf Erden, und käme es wieder, ich müßte wieder dafür zittern. Denn auf Erden hat man nur für Solches nichts zu befahren und zu befürchten, was man bereits verloren hat. Behüt' Euch Gott mit einander!" Und er nickte uns zu und tastete dann langsam mit seinem Stecken zur Stube hinaus.

Ich brachte mein Geschäft mit dem Krämer zu Ende, aber diesmal ohne Murren und schweigend. Und selbst auf seine Frage, wie mir der alte Holzknecht gefallen, hatte ich nur eine sehr kurze Antwort. Gleichwol sagte der gebildete Mann herablassend: „Es ist sonderbar, weil ja der Ebenhiesel ein ganz ungebildeter Mensch ist — aber die Herren Sommergäste discuriren alle gern mit ihm. Da war im vorigen Jahre ein junger blasser Priester aus Wien hier, ein Professor vom Schottengymnasium, der hat oft stundenlang mit dem Alten gesprochen, aber sonst mit keinem Menschen. Und zu Weih-

nachten hat er ihm eine ganze Kiste mit Geschenken geschickt und dazu geschrieben: ‚Danket mir nicht, denn ich bleibe doch ewig in Eurer Schuld — in schweren Kämpfen bin ich in Euer Dorf gekommen, Ihr aber habt mich wieder still und gut gemacht.‘ Ja, diesen Brief habe ich selbst gelesen, auch der Herr Pfarrer. Der hochwürdige Herr war aber sehr ungehalten darüber und hat gemeint: ‚Wenn mein Bruder in Christo, der Herr Professor, in innern Kämpfen war, so hätte er sich an mich halten sollen, und nicht an den Ebenhiesel. Und,‘ hat unser Herr Pfarrer noch gesagt, ‚wenn dieser alte Mann nicht so fromm wäre, so könnte man oft meinen, daß er gottlos sei.‘ Wie dieses aber auch sein mag, gewiß ist, daß der Ebenhiesel so vieles Unglück erfahren, wie sonst kein Mensch am ganzen Attersee. Sie hätten ihn auch um seine Geschichte fragen sollen, denn sie ist recht interessant. Wenn ich an sie denke, so sage ich immer: ‚Gott, ich danke Dir, daß Du mich liebst.‘ Denn Gott hat mich wirklich —“

Aber es interessirte mich wenig, warum der Krämer Mittendorfer zu Unterach überzeugt war, daß Gott ihn liebe. Und noch weniger muthete es

mich an, von diesem aufgeklärten Manne die Geschichte des unglücklichen Greises zu erfahren. Ich wandte mich mit kurzem Gruße zur Thüre und trat vor's Haus. Da sah ich noch einmal die gebückte Gestalt des Ebenhiesel; er lenkte gerade langsam in jenen Thorweg ein, der zur Rechten von dem Platze vor der Krämerei zum Friedhof führt. Ich gestehe, ich blieb einen Augenblick unschlüssig stehen und kämpfte mit meiner Neugier, ob ich ihm folgen solle. Dann aber siegte doch eine bessere Empfindung in meinem Herzen, und ich ging still meiner Wege.

Jene Geschichte habe ich gleichwol erfahren, einige Tage später, und ohne darum zu fragen. Ich glaube nicht, daß sie, wie Herr Mittendorfer meinte, „recht interessant" ist. Wie jene Gewalt, die über uns Allen ist, Schlag auf Schlag führt gegen ein armes, verblutendes Menschenherz, das vermag nur Grauen und Mitleid zu wecken. Was über diesen armen Mann gekommen, mag sich vielleicht auf Erden, wenn nicht oft, so doch zuweilen, schon zugetragen haben; wie er es getragen und überdauert, nur dieses schien mir werth, daß du es vernehmest, Leser, ob du nun glücklich bist oder

unglücklich, gläubig oder ungläubig. Aber das Seelenleben des Greises, wie es sich mir in jener seltsamen Kritik des Buches Hiob offenbart, rückt ja erst dann in das Licht des Merkwürdigen, wenn man erfährt, was er erlebt. Nur darum erzähle ich seine Geschichte. Ich will es, so weit mir dies möglich, mit seinen eigenen Worten thun.

Es war wenige Tage nach jener ersten Begegnung, an einem trüben, düsteren Morgen. Als ich da wieder zur Krämerei ging, gewahrte ich, wie eben ein tiefer Abzuggraben von diesem Hause gegen die Straße gezogen wurde, welcher den Weg zur Kirche mitten durchschnitt. Und als ich hinaustrat, sah ich, wie der Blinde ahnungslos am Hause vorbei gegen jenen Graben zuschritt. Ich rief ihn an und warnte ihn. Er blieb stehen, und mich rührte der hülflose Ausdruck seiner Züge und der traurige Blick dieser klaren und doch lichtlosen Augen. Ob ich ihm helfen könne, fragte ich und trat auf ihn zu.

„Ach, Herre, Ihr seid es.“ Er erkannte mich sofort an der Stimme. „Ja, sehet — nun weiß ich nicht, was beginnen. Wollt' auch heut' meinen einzigen Weg gehen, zu den Meinen. Jetzt ist hier

der Graben, und den andern Weg, die Straße hinab und dann durch des Fleischerwirths Garten, trau' ich mich nicht. Bin ihn nie mehr gegangen, seit die Nacht über mich gekommen."

Es war völlig gleichgültig, wo ich den Qualm meiner nassen Cigarre in die Luft blies, und nicht das geringste Opfer meinerseits, als ich mich erbot, ihn jenen Weg zu führen. Während wir nun so neben einander herschritten, erzählte er mir, daß er Matthias Pölzleithner heiße und sich mit seinem dreizehnten Jahre, nachdem Eltern und Geschwister früh weggestorben, das Brod in den kaiserlichen Wäldern des Kammerguts verdient, zuerst als Helfer und Botenbub' der Holzknechte, bis er es endlich selbst zum Holzknechte gebracht. „Und die letzte Zeit," sagte er stolz, „bin ich sogar Aufseher gewesen und hab' darum eine Pension vom Kaiser, drei Gulden monatlich." Auf meine Frage, ob dies genüge, versicherte er lächelnd, er lebe „gar bequemlich," wenn auch leider bei fremden Leuten zu Kost und Miethe; nur auf die Todtenmessen reiche es nicht immer. „Aber um dessentwillen," fügte er hinzu, „grollet mir nicht einmal der Herr Pfarrer, und Gott wird noch viel milder sein."

Damit waren wir an der Pforte des Friedhofs angelangt, und ich wollte mich verabschieden. Er aber hielt meine Hand fest und bat: „Nun kommet noch ein Stücklein — will Euch die Meinen zeigen.“

Er ging voran; hier kannte er jeden Fleck und brauchte seinen Stock wenig. Dabei erklärte er mir, wer in den Gräbern ruhe, und fügte immer einen kurzen Gruß an den Todten hinzu. So, als wir an dem Grabe eines Gastwirths vorübergingen: „Hier liegt der Loydl. War ein guter, mitleidiger Mensch. Gelt, Loydl, jetzt freuet Dich jeder Bissen, den Du den Armen gegeben.“ Dann aber deutete er auf einige eingesunkene Gräber an der Mauer und sagte: „Das sind die Meinen.“

Ich trat näher heran und beugte mich zu den morschen Kreuzen nieder. Aber die Blechtäfelchen, auf welchen einmal die Namen der Schläfer geschrieben gewesen und wohl ein frommer Spruch dazu, waren arg verrostet, und kaum hier und da ein Buchstabe noch kenntlich. Der Blinde errieth mein Thun.

„Zu lesen ist es nicht mehr, aber ich kann Euch sagen, wer da ruht, und Jener, der einst an dieses Grab treten und den Namen hinab rufen wird, wird ihn nicht erst vom Täfelchen lesen müssen.“

Er setzte sich auf einen Stein zwischen den Gräbern.

„Sehet!“ sagte er und deutete zur Rechten, „hier liegt meine Kathrein. Sie war ein braves und getreues Weib und hat Alles mit mir getragen, bis zum Ende. Um ihrer Schönheit willen hab' ich sie einstens, vor fünfzig Jahren, zum Weibe begehrt, aber diese Schönheit ist rasch gewelkt, noch ehe sie mir angetraut worden. Denn sie war ein armes Mensch, wie ich, und hat hart schaffen müssen, und erst wie ich fünfunddreißig war und sie nicht viel jünger, haben wir an den eigenen Hausstand denken dürfen. Es war aber der Segen Gottes darauf, und wir haben uns endlich sogar ein eigen Häuslein erwirthschaftet — drüben am Ufer, nahe dem Kaltenbrunn ist es gestanden — und vier gute blühende Kinder sind uns herangewachsen. Sehet, hier sind sie: der Hans, die Afra, der Paul, der Franzl.“

Und bei jedem dieser Namen deutete er mit dem Stecken auf eines der Gräber um ihn, und während sich mir das Herz mitleidig rührte, lächelte er so mild, so fröhlich vor sich hin, als stünden seine Kinder in blühender Lebenskraft um ihn her.

„Lange hat das Glück gewährt,“ fuhr er fort, „zwanzig Jahre. Und darauf ist das Unglück ge-

kommen. Als ich einstmalen am Samstag Abend aus dem Forst bei Schärfling heimgehe, den Sonntag daheim zu verbringen, da begegnen mir an der Brücke über die Aache, zwischen See und Unterach, im Dunkel einige Männer, welche eine Bahre tragen. Ich acht' nicht darauf und will rasch vorbei, da rufen sie mich an: ‚Ebenhiesel! wir bringen Dir Deinen Hans.' Und da haben sie ihn vor mich hingestellt, todt, mit zerschmetterter Brust — er war auch ein Holzknecht, und die Andern hatten kein Warnzeichen ausgestellt beim Fällen einer Tanne, und so ist mein armer Bub zugetreten und die Tanne hat ihn erschlagen. Das war ein Blitz aus blauem Himmel, und der erste Schnitt in mein Fleisch, und darum habe ich damals an jener Brücke laut geschrieen und gegen Gott gerufen: ‚Wodurch habe ich Solches verdient?!' Und auch beim Zweiten habe ich es gefragt, aber schon leiser und demüthiger. Das Zweite war, daß mein Paul hinab ist in's Welschland und hat bei Magenta eine Kugel bekommen in die Brust, und ist siech heimgekommen, um zu sterben. Aber wie ich ihm die Augen zugedrückt, da habe ich doch auch gesagt: ‚Herr Gott, Dein Wille ist unerforschlich, aber ich danke Dir,

daß er hier gestorben und daß wir ihn zur Seite haben, wenn wir selbst schlafen gehen.‘ Und beim Dritten habe ich nicht einmal mehr gefragt, sondern nur noch stumm mein Haupt gebeugt. Sehet, das war die Afra, eine schöne, starke Dirn’ und stolz und brav. Als sie siebenzehnjährig gewesen, hatte sie der Hofwirth zum Weibe begehrt, ein reicher, achtbarer Mann, aber von dem wollte sie nichts hören, weil er ein Wittiber war, und auch Jüngeren, so viele sich fanden, hat sie nicht einmal ein freundlich Gesicht gemacht zum Dank für die Werbung. ‚Afra!‘ hab ich oft gesagt, ‚bist arm; ’s ist ein öd’ Leben als arme, einschichtige, alte Dienstmagd.‘ Sie aber hat nur immer gelacht: ‚Vater, der Rechte kommt schon.‘ Ist auch Einer gekommen, war aber nicht der Rechte — ein Jäger von Mondsee drüben, ein schöner Mensch, aber wüst und schlecht. Hat die arme Dirn’ bethört und hat sich dann versetzen lassen, in’s Salzburgische, der Heirath zu entgehen. Wir haben nichts davon gewußt, die Kathrein und ich, bis sie einmal vor uns hintritt, blaß wie der Tod: ‚Höret — ich bin in Schimpf gerathen mit dem Jäger, und er will nicht seine Schuldigkeit an mir thun, und in vier Monaten

ist meine schwere Stunde — aber Ihr sollt nicht in Schande kommen!‘ — ‚Was willst Du thun?‘ jammert mein Weib, und die Afra antwortet ganz ruhig: ‚In den See geh’ ich.‘ Da haben wir sie angefleht, die furchtbare Sünde nicht auf ihre arme Seel’ zu laden, die Sünde an sich und am jungen Leben dazu, und sie hat’s uns versprochen. Ob sie Wort gehalten hat, weiß nur Der da droben! Denn eine Woche später sagt sie: ‚Vater — hier kann ich nicht bleiben, ich würde sterben vor Scham. Im Burggraben hauset auf der Lasseralm meine beste Freundin, die Sternbauervroni; zu der will ich geh’n und meine Stunde erwarten.‘

Und ist fort gegangen, aber bis zur Lasseralm ist sie nicht gekommen. Wir haben sie drei Tage später zerschmettert gefunden, tief unten im Burggraben. Ob sie sich selbst hinabgestürzt hat, ob sie am schmalen, steilen Steg durch einen falschen Tritt ausgeglitten ist — wer weiß es? Sie ward begraben mit den Ehren einer Jungfrau, und nur drei sind bei ihrer Gruft gestanden, welche gewußt, daß ihr diese Ehre nimmer gebührt. Das war ich und mein Weib und unser Franzl. Der war zum Begräbniß der Afra herüber gekommen aus Böcklabruck, wo

er Lehrling gewesen bei einem Büchsenmacher, und war eben zum Gesellen gesprochen worden. Ich hatte ihn dorthin gegeben, weil er so klug und anstellig war, und zudem ein so feines, schwaches Bürschlein, daß er zum Holzknecht oder Flößer nimmer getaugt hätte. Er und die Afra haben sich aber mehr lieb gehabt, als ich könnte sagen, und sind immer so treu und gut zu einander gewesen, wie selbst unter Geschwistern selten zu finden. Darum hat es mich nicht gewundert, als der Franzl so furchtbar verstört war bei dem Begräbnisse — todtblaß war er und ist dagestanden, wie versteinert im Schmerz; dann hat er von uns Abschied genommen, noch am selbigen Tage: er müsse zurück zum Meister nach Vöcklabruck; es wär' große Arbeit da. Ich hab' ihn darin bestärkt und gesagt: ‚Arbeite und bete für die arme Seele; ich will es auch so halten, denn nur so läßt sich solcher Schmerz ertragen.‘ Eine Woche, nachdem er fort ist, begegnet mir der Postmeister:

‚Bin gestern in Vöcklabruck gewesen,‘ sagt er, ‚und der Meister Büchsenmacher läßt Euch fragen, wo denn der Franzl bleibt?‘

Ich bin zu Tode erschrocken bei dieser Post,

und mein erster Gedanke war: ‚Er ist dem Jäger nachgegangen, Rache zu nehmen.‘ Und also war es. Der Franzl hat den Jäger erlauert und niedergeschossen und sich dann selbst zu Zell dem Gericht gestellt, und einen Monat später haben sie ihn zu Salzburg zum Tode verurtheilt. Der Kaiser aber hat ihn begnadigt — zu zwölf Jahren Zuchthaus, weil er seiner Schwester Verderben an dem Verderber gerächt. Sehet — das war das Vierte."

„Und das Letzte!" rief ich erleichtert.

Mir hatte sich, während er sprach, eine schwere Last auf die Brust gewälzt. Selbst die leidenschaftlichste Klage, selbst Jammer und Thränen hätten mich unmöglich so tief erschüttern können, wie seine sanfte, ruhige Art. Er erzählte, als ob er Fremdes, Fernes berichtete und nicht das furchtbare Unglück seines eigenen Lebens. Und gerade dieses machte mir die Erzählung doppelt entsetzlich.

„Das Letzte?" wiederholte der Greis. „Nein, das war's noch nicht. Nach zwölf Jahren ist der Franzl wieder gekommen, aber wie im Antlitz kein Zug mehr war von meinem liebsten Buben, so auch nimmer im Herzen. Das Zuchthaus hat ihn ver-

derbt bis in die Knochen; er war faul an der Seele und morsch am Körper. Hat aber noch zwei Jahre gelebt, lang' genug, seine Mutter unter die Erde zu bringen und mein Häuslein so mit Schulden zu belasten, daß ich es verkaufen mußt'. Und so ist mir auch das Schlimmste nicht erspart geblieben, ja das Schlimmste, was ein Herz auf Erden tragen kann, der Gedanke: ‚Es wäre besser, wenn Dein Kind todt wär', statt die Erde zu verunreinigen.' Dieses war das Letzte. Mein Erblinden rechne ich nicht — es war mir kaum noch ein Wehe. Und jetzt ist mir wohl, denn ich habe nur mehr mein eigen Leben zu verlieren, und wenn mir dieses genommen wird, gewinne ich die ewige Seligkeit. Und Gott ist barmherzig; er hat es immer gut mit mir gemeint und wird darum einsehen, daß ich jetzt bald abberufen werden muß."

Das ist, was ich von den Ansichten und Geschicken des Hiob von Unterach zu berichten hatte. Aber es liegt mir auf der Seele, noch Eines zu sagen, ehe ich schließe. Ich habe dies erzählt, um die Antwort zu suchen auf eine ewige Frage. Daß die Antwort, welche der arme Ebenhiesel gibt, eine uralte ist, bekümmert mich wenig; er hat sie auf's

Neue gefunden und unter schwererem Druck, als die meisten Menschen, und darum schien es mir der Mühe nicht unwerth, daß man es höre. Aber man könnte glauben, daß ich seine Antwort für die einzig mögliche, einzig richtige halte. Und dem ist nicht so. Es ist eine Antwort für Millionen, aber nicht für Alle. Eine solche ist nicht gefunden, wird nie gefunden werden können. Uralt ist die Frage, uralt die Mühe nach Antwort, und Beides wird währen, so lange Menschen leben. Und so wollen auch wir fortfahren zu suchen, ernst und duldsam. Vielleicht ist jener der Glücklichste, der die Antwort, welche jener alte, beklagenswerthe Mann gefunden, als die seine anerkennen kann. Wer es nicht kann, der sänftige sein Herz und stimme mit mir ein in das edel-schöne Wort des Dichters:

„— — Er diente dem Gott, der ihm der wahre geschienen —
Sag', was kann ein Sterblicher mehr? Drum mag es auch mir nun,
Da zu anderem Glauben das Herz mich drängte, vergönnt sein,
Meinen Göttern getreu hinfort mein Wesen zu treiben,
Wie ich muß und vermag!“

Es liegt in der Luft!

„Mama!"

Die alte stattliche Dame — vielleicht etwas zu stattlich, denn sie füllte den breiten Fauteuil, in dem sie saß, völlig aus — erhob langsam den Blick von dem Prachtwerk, in dem sie geblättert, und ließ ihn auf dem blühenden Mädchen in der Fensternische ruhen.

„Nun — Mary?" fragte sie nach einer Pause.

Aber das junge Mädchen schüttelte leise den blonden Kopf und beugte sich tiefer über die Stickerei.

Erst nach einer Weile wiederholte es in demselben zaghaften, beklommenen Tone, wie früher:

„Mama — wenn Du wüßtest —"

Aber wieder schüttelte sie das Haupt, nur daß sie diesmal nicht wieder nach den bunten Seidenfäden griff, sondern angelegentlich zum Fenster hinaussah.

Was da vor ihr lag, konnte immerhin den Blick fesseln: eine elegante, ziemlich belebte Straße im Villenviertel der großen Stadt und all' die Gärten und Vorgärtchen im Blüthenschmuck des Frühlings. Aber es war zweifelhaft, ob sie Etwas von all' dem sah — die blauen Augen blickten sonderbar starr, als müßten im nächsten Augenblick die Thränen daraus hervorbrechen.

Die alte Dame wiederholte ihre Frage nicht, auch wies ihr Antlitz, trotz jenes beklommenen Tons der Tochter, keinen Zug ängstlicher Sorge. Im Gegentheil — ein Lächeln glomm darin auf, ein leises, gütiges Lächeln und durchgeistigte die sonst etwas unbeweglichen Züge ...

„Ja, die Brautzeit," flüsterte sie vor sich hin. „Da sprießen die Empfindungen auf, wie jetzt draußen in unserem Garten die Knospen, eine neben der andern! Wer weiß, was mich die Kleine hat fragen wollen — sie hat's selber vergessen im nächsten Augenblick — hundert süße und bange Empfindungen sind ihr schon seitdem, in der einzigen Minute, wieder durch das Herz gegangen! ..."

„Ja, die Brautzeit!" ... Das Lächeln war verschwunden, aber ein Ausdruck verklärter Weh=

muth lag auf dem Antlitz der stattlichen Frau. Sie neigte das Haupt vor, wie eine Horchende, aber die leisen Stimmen, die zu ihr sprachen, erklangen in ihrem eigenen Herzen.

Sie gedachte der Zeit, da sie selbst so alt gewesen, wie jetzt ihr jüngstes, holdestes Kind, fast auf die Woche so alt — neunzehn Jahre — und wo ihr dasselbe süße Bangen im Herzen gewühlt. Freilich hatte sie es nicht so gut gehabt, wie die Mary, und nicht den geringsten Luxus hatte sie sich gestatten dürfen, nicht einmal den, ihren Vornamen englisch auszusprechen. Sie war nur eben eine schlichte Marie gewesen, und ihr Vater, der trotz aller bitteren Armuth doch immer der Herr Hauptmann war und blieb und allen Vorurtheilen seines Standes Rechnung tragen mußte, der Vater hatte es kaum zugeben wollen, daß sie ihren Wilhelm heirathe, der ja nur ein Handwerksgeselle war, ein Maschinenschlosser. Aber sie hatte es durchgesetzt und es war zum Guten gewesen: sie hatte ein Leben voll reichen Glücks an seiner Seite verbracht. Und als er vor zwei Jahren die Augen geschlossen, da waren viele Tausende trauernder Menschen seinem Sarge gefolgt — der arme Hand-

werksmann war, nachdem er durch mehr als ein Menschenalter rastlos gearbeitet, als der reichste Fabrikant und freigebigste Wolthäter des Landes gestorben. Er war ein Glücklicher dieser Erde gewesen und nur die treue Genossin seines Lebens wußte, daß auch ihm der heißeste Wunsch seines Herzens unerfüllt geblieben: er hatte den Tag nicht erleben dürfen, wo sich das Schicksal seines jüngsten, liebsten Kindes entschied . . .

Die Augen der alten Frau schimmerten feucht und, wie Hülfe suchend, wandten sie sich wieder nach jener Fensterecke. Aber — „was ist das?“ flüsterte sie angstvoll und fuhr sich über die Augen und richtete sich auf.

„Mary!“ rief sie. „Du weinst!“

Es kam keine Antwort — nur ein mühsam unterdrücktes, krampfhaftes Schluchzen.

Rascher als man es ihrer Stattlichkeit zugetraut hätte, war die alte Dame im Erker.

„Kind!“ rief sie und hob das thränenbenetzte Antlitz zu sich empor, „was quält Dich?“

Noch heftiger stürzten die Thränen aus den großen, blauen Augensternen, aber die zuckenden Lippen preßten sich fest zusammen.

Darüber erschrak die Frau Commerzienrath noch mehr, handelte aber gleichwohl sofort klug und besonnen. Zunächst zog sie die Weinende vom Fenster weg, eilte hierauf zur Thüre und rief den Befehl hinaus, daß sie für Niemand zu sprechen sei, setzte sich dann dicht neben Mary hin und schlang die Arme um die Schluchzende.

„Sprich," bat sie . . „Es muß etwas Ernstes sein, denn Du bist ja sonst so heiter und ich habe Dich noch nie so bitterlich weinen sehen!"

„Ach, Mama!" stammelte das Mädchen, „ich bin ja auch noch nie so unglücklich gewesen, wie jetzt."

„Unglücklich!"

Die alte Dame schrie es förmlich und preßte die Hand auf das Herz, das ihr stillezustehen drohte.

„Nein, nein, Mama!" rief Mary. „Das thörichte Wort ist mir nur so entfahren, ängstige Dich nicht! ich bin ja glücklich — aber —" sie seufzte tief auf — „es ist ein Schatten auf meinem Glück!"

„Schatten?" Die resolute Dame schüttelte energisch das Haupt. „Du bist jung, schön, reich und

gut, die Verlobte eines trefflichen Mannes, den Du Dir selbst erwählt hast — wo kann da ein Schatten herkommen?“

„Ach, Mama! das ist ja eben das Unglück, daß ich es Niemand zu sagen wage!“ Und ein schwerer Seufzer folgte den geheimnißvollen Worten.

„Du wagst es nicht! Ist es denn so entsetzlich?“

„Nein — aber —“ und sie stockte wieder.

„Höre, Kind!“ sagte die stattliche Dame langsam und ernst. „Bei Deinem ‚Schatten‘ und ‚Ach‘ und ‚Aber‘ wird mir die Angst nur immer größer. Was es sein kann, weiß ich nicht, aber es muß etwas Ernstes sein, denn Du bist sonst zu Allem eher aufgelegt, als zum Weinen. Gottlob, Du bist ein heiteres, verständiges, resolutes Mädchen und keine sentimentale Thränenweide. Darum ängstigst Du mich. Und nun, willst Du sprechen?“

„Ich kann nicht, Mama — es will mir nicht über die Lippen.“

„Es will nicht? es muß! . . Und wenn Du nicht erzählen magst, so antworte wenigstens! Zweifelst Du an Gottfried's Liebe?“

„Nein! Wie könnt' ich?!“

„Oder sind Dir Zweifel an Deiner eigenen Liebe gekommen?“

„Nein! Nein!“

Die alte Dame nickte befriedigt — „der Ton ist echt,“ dachte sie. Dann fuhr sie im Verhöre fort:

„Habt Ihr Euch ein wenig gezankt?“

„Aber, Mama!“ rief das Mädchen und konnte wieder lächeln. „Ich glaube, Gottfried versteht das gar nicht. . . .“

„Das Zanken? Er hat es vielleicht verlernt, Kind, und lernt es dann wieder. Das kann jeder Mann! Aber er ist wirklich sanft, brav, tüchtig — kommt der ‚Schatten‘ von ihm?“

„Ja — von ihm!“ Und dazu wieder ein tiefer Seufzer.

„Du hast also etwas an ihm bemerkt, was Dich betrübt?“

Stummes, aber energisches Kopfnicken.

„Was kann das sein? Er ist ja ein Mustermensch! Genirt Dich vielleicht nur, daß er ein wenig schielt?“

„Nein, Mama — er ist ja trotzdem so hübsch und dafür kann er auch nichts!“

„Also ist es Etwas, wofür er kann?“

„Ich weiß nicht — Rudolf meint: Nein! es liegt in der Luft! er hat es zu tief eingesogen, um es wieder los werden zu können. Ich aber meine „Ja!“ — er wäre noch zu bessern! Denn wenn man's ihm nur beibringen könnte —“

Aber die alte Dame fiel ihr scharf in's Wort: „Also Rudolf weiß es auch, mit Deinem Bruder sprichst Du darüber und ich muß es Dir mühsam abfragen?! Mary — das ist nicht hübsch von Dir!“

„Ach! Mama“ — und die Thränen kamen wieder — „ich habe ja auch mit Rudolf nicht darüber gesprochen. Er beginnt aber immer davon! Und Onkel Heinrich spricht auch häufig von diesem —“

Sie stockte, — „Laster“ hatte sie sagen wollen, aber das häßliche Wort wollte ihr doch nicht über die Lippen.

„Von diesem —?“ wiederholte die Frau Commerzienrath scharf.

„Von dieser Gewohnheit!“ ergänzte die junge Braut schüchtern und demüthig.

„Also Heinrich auch! Am Ende gar auch noch fremde Leute?“

„Ja — Mama!“

„Viele?“

„Sehr viele!“

„Das ist ja entsetzlich!“ rief die alte Dame und rang die Hände. „Alle Welt spricht von einer häßlichen, schlechten Gewohnheit meines künftigen Schwiegersohns! Man streitet darüber, ob er sie noch ablegen kann oder nicht! Und ich weiß nichts davon, ich, die Mutter, ich, die künftige Schwiegermutter — ah! das ist stark!“

„Beruhige Dich, Mama — es ist nicht so schlimm!“

„Sehr schlimm, Kind — Du hast das eben selbst gesagt und bitterlich darüber geweint, daß es einen Stein erbarmen könnte. Ich aber bin kein Stein, Mary kein Stein! . . . .“

In dem vollen Antlitz begann es zu zucken und die Augen umflorten sich. „Kein Stein!“ wiederholte die alte Dame noch einmal entschieden. Aber dann brach sich ihre Stimme in Schluchzen. „Quäle mich nicht, Mary, sag' es Deiner Mutter!“

„Ich kann ja nicht!“ rief das Mädchen. „Wenn ich darüber sprechen will, bebt mir das Herz und

meine Lippen schließen sich und es ist mir, als riefe eine Stimme in meinem Innern: Er ist Dein Verlobter — und wenn auch alle Welt über seine Schwäche die Achseln zuckt — Du darfst es nicht tadeln, denn er sündigt ja auch Deinetwegen!"

„Deinetwegen!" rief die Frau Rath und richtete sich auf und streckte die Hände wie abwehrend vor sich hin: „Um meines Kindes willen muß der Verlobte sündigen?! Weißt Du das gewiß, Mary, ganz gewiß?"

„Ganz gewiß, Mama! Aber laß mich nur ausreden. Es ist nichts Schlimmes, nichts, was Gottfried's Herz, was seine Ehre auch nur mit dem geringsten Makel beladen könnte! Aber — ich — ich kann nicht sagen, was es ist —"

Sie richtete sich auf — das holde Antlitz flammte, die Augen blickten wie Hülfe suchend um sich. Da blieben sie an dem Buche haften, in welchem die Mutter vorhin geblättert und ein freudiger Schimmer glomm in ihnen auf.

„Das ist Immermann's ‚Oberhof' — Mama — nicht wahr?"

„Ja — aber so entrinnst Du mir nicht!"

„Das will ich auch gar nicht!" betheuerte das

Mädchen, eilte zu dem Buche hin und begann die Blätter umzuschlagen, daß sie rauschten. „Ich will Dir blos mit Immermann's Worten sagen, was ich nicht selbst sagen kann, weil ich Gottfried liebe und weil es gegen meine Empfindung geht, daß eine Braut . . . . ."

„Hier ist die Stelle, Mama," unterbrach sie sich. „Hier! Lies nur: ‚Der junge Graf Oswald hat sich auf die Erde geworfen' und so weiter. Wenn Du es gelesen hast, wirst Du verstehen, warum ich darüber schweigen muß und warum es mich so sehr betrübt. Und wenn Du es auch dann noch nicht erräthst — es ist ja schon vier Uhr, und Rudolf kommt gleich aus dem Colleg nach Hause, und um halb fünf kommt ja Onkel Heinrich zum Kaffee wie immer . . . ."

Sie war während dieser Rede rasch durch's Zimmer geschritten und stand schon an der Thüre.

„Halt!" rief die Frau Commerzienrath. „Du willst Dich durch Possen aus der Affaire ziehen!" Was kann es Dich und mich und Gottfried angehen, ob sich der Graf Oswald auf die Erde wirft oder nicht?"

„O doch! Lies nur!"

Und die Thüre schloß sich hinter der Enteilenden.

Die alte Dame blickte ihr etwas erstaunt nach und schüttelte bekümmert das würdige Haupt.

„‚Graf Oswald‘! — was sind das für Narrenspossen. Ach! wie sich die Zeiten ändern! Wenn ich meiner Mutter auf ihre besorgten Fragen geantwortet hätte: „Lies nur in meinem Buch, da steht's“ — wahrlich, ich hätte dann nicht in meiner Haut stecken mögen! . . . Aber Mary ist ja sonst auch wohlerzogen und gehorsam — ich will doch lesen!“

Sie trat an den Tisch, beugte sich über das Buch und suchte nach der Stelle.

„Ich habe eine Braut, Jochem!“ las sie. „Nun, da ist ja gleich von Bräuten die Rede!“ sagte sie vor sich hin „das scheint wirklich zu passen! Und jetzt erinnere ich mich auch an den Zusammenhang — ich habe ja das liebe Buch schon zwei Male gelesen. Hier sind wir an jener Stelle, wo Oswald erfahren hat, daß seine Lisbeth die Tochter Münchhausens und des verrückten Schloßfräuleins ist. Das ist ihm natürlich nicht sehr angenehm und er erzählt seinem alten Jochem von seiner Verlobung

mit sehr gemischten Gefühlen. Und während darauf der treue Diener sich vor Freude wie toll geberdet, kommt bei Oswald der Schmerz zum Ausbruch. Und hier ist auch die bezeichnete Stelle — in Gottes Namen! Lesen wir!"

Sie setzte sich hin, lehnte das Haupt in die aufgestützte Hand und begann:

„„Der junge Graf Oswald hatte sich auf die Erde geworfen, das Gesicht in das Heu gedrückt. Seine Arme waren ausgestreckt darüber hingebreitet, er schluchzte bitterlich — „Alles, Alles kann die Liebe ertragen!" jammerte er — „Noth erträgt sie und Elend verkittet sie und selbst die Untreue weiß sie zu überdauern und in die Bahn der Treue hold zurückzuführen. Aber Eins verträgt die Liebe nicht: das Lächerliche! Mußt Du lachen, wenn Du Dein Lieb im Arme hälst und denkst, woher sie rührt, so ist es aus mit der Liebe, aus!""

„Mein Gott!" rief die alte Dame und stieß das Buch unwillig zurück, „das kann doch nicht passen! Mein braves, schlichtes, vernünftiges Kind kann doch nicht plötzlich den Verstand verloren haben. Und verrückt wäre Mary, partout verrückt, weil sie Gottfried seiner Herkunft wegen lächerlich

fände! Er ist ja der Sohn von S. Krätzlein & Co., der ältesten, angesehensten, reichsten Stahlwaaren-Fabrik im Lande! Und der alte Sebastian Krätzlein war ein Ehrenmann und meine Freundin Carolina Krätzlein ist nicht blos verwittwete Geheime Commerzienräthin, sondern eine der respektabelsten Frauen dieser ganzen Gotteswelt! Sebastian hatte doch keine Aehnlichkeit mit Münchhausen — und was gar Lina betrifft — nein! nein! so hochmüthig, so verrückt hochmüthig kann Mary nicht sein! Und wäre sie's — Rudolf und mein Bruder Heinrich sind ja, sagt sie, ihrer Ansicht! Es muß also etwas Anderes sein und ich will's sofort wissen!"

Die Glocke erklang, ein Diener trat ein. „Ich lasse meinen Sohn Rudolf bitten!" rief ihm die alte Dame entgegen und ging dann in nervöser Aufregung auf und ab, bis der Gerufene eintrat.

Herr Dr. Rudolf Hinrichsen war ein hübscher, etwas starker, junger Mann, Privatdocent der Chemie an der Universität und seiner Wissenschaft eifrig ergeben, obwohl er das Gottlob durchaus nicht nöthig hatte. Aber da der ältere Bruder Christian für die Fortführung des ausgedehnten Geschäfts genügend sorgte, so stand ihm die Be-

rufswahl frei und der praktische Vater sah es nicht ungern, daß dieser Sohn lieber Privatdocent wurde, als Cavallerieoffizier — das machte sich besser und kostete weniger. Herr Dr. Hinrichsen war jedenfalls, im angenehmen Bewußtsein einer ererbten Million und eines selbst erworbenen wissenschaftlichen Namens, einer der heitersten und glücklichsten Menschen unseres etwas trüb angehauchten Säculums, und sein behaglich-sicheres Wesen wirkte auf Jedermann angenehm. Am angenehmsten aber auf Frau Marie Hinrichsen, die in dem gelehrten Sohn die höchste Instanz in allen Bildungssachen erblickte.

„Rudolf!" rief sie ihm ungestüm entgegen, „Du sollst mir sagen, welche Schwäche Gottfried hat!" Aber trotz ihrer Erregung entging ihrem Mutteraug' die seltsame braungrüne Färbung nicht, welche die Finger des jungen Chemikers aufwiesen. „Sohn!" rief sie entsetzt, „womit hast Du Dich heut wieder beschmiert?"

„Tribrombinitropropion-Säure," erwiderte der junge Gelehrte leichtmüthig. „Eine recht interessante Säure. Vierzehn Tage wird's wohl dauern, bis ich sie aus der Haut tilge. Aber Du fragtest?"

„Welche Schwäche Gottfried hat?“

„Wahrscheinlich einige, wie jeder Mensch, obwohl er ein ganz entsetzlich braver Jüngling ist.“

„Aber eine — eine große hat er! Und die muß ich wissen!“

„Liebe Mama, — es sind noch drei Monate zur Hochzeit — willst Du schon heute Generalprobe als Schwiegermutter halten?“

„Spotte nicht, Rudolf!“ rief die erregte Frau. „Mir ist rechtschaffen bang zu Muthe! Höre nur!“ Und sie erzählte ihm die Unterhaltung mit Mary und ließ ihn dann jene Stelle im „Oberhof“ nachlesen.

Der junge Mann hörte lächelnd zu, las lächelnd und derselbe gutmüthig-spöttische Ausdruck spielte um seine Lippen, als er endlich sagte: „Beruhige Dich, Mama, Mary ist heute noch viel vernüftiger, als sonst, und sehr weit davon entfernt, den seligen Geheimen Commerzienrath Krätzlein für einen nicht standesgemäßen Schwiegerpapa zu halten. Die Sache liegt anders und zwar so: unser kleines blondes Fräulein hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und darum verkennt sie einerseits nicht, daß ihr Bräutigam trotz und bei aller Trefflichkeit, leider

auch an einer großen lächerlichen Krankheit laborirt, hat aber andererseits die richtige Empfindung, daß sie, die Braut, mit Niemand darüber sprechen kann. Durch jene Stelle im „Münchhausen“ wollte sie Dich nur darauf führen, daß sie über eine Lächerlichkeit ihres Gottfried betrübt ist!“

„Aber Gottfried ist gar nicht lächerlich!“ rief die Frau Commerzienrath entschieden, „durchaus nicht!“

„Im Allgemeinen gewiß nicht!“ erwiderte der junge Gelehrte langsam und bedächtig. „Er ist ein tüchtiger, ehrenhafter Kaufherr von ungewöhnlicher Bildung, von liebenswürdigen Formen. Aber leider entstellt ihn die erwähnte Krankheit —“

„Eine Krankheit — eine wirkliche Krankheit?“

„Ja wohl — eine sehr wirkliche — ich möchte sie die „Dichteritis lyrica“ nennen!“

„Um Gott! das klingt ja, wie der Name jener Krankheit, an welcher vor einigen Wochen das arme Kind unseres Portiers starb!“

Der Sohn mußte lächeln, zog aber sofort, um dieses Lächeln vor dem eigenen Gewissen abzubüßen, die Hand der Mutter zu ehrerbietigem Kusse an

seine Lippen. Denn diese stattliche alte Dame war zwar kein Ausbund von Gelehrsamkeit, aber größere Verehrung, als sie um ihres grundgütigen, wackeren Wesens willen genoß, hätte ihr nicht zu Theil werden können, auch wenn sie sämmtliche Facultäten absolvirt hätte.

„Verzeih' meine Ausdrucksweise," sagte er — „Gottfried macht Gedichte, viele Gedichte, unzählige Gedichte, das ist Alles!"

Frau Marie athmete tief auf.

„Ist das wirklich Alles?" rief sie erleichtert.

„Ja — im Uebrigen ist er der normale Mustermensch — Homo sapiens!"

„Die Gedichte — das weiß ich ja längst! Und um dessentwillen schlagt Ihr solchen Lärm?! Und Mary weint und alle Welt, meint sie, spöttelt. . . Was ist denn für Sünde daran?"

„Viel Sünde — genau so viel, als er überhaupt Gedichte macht!"

„Was liegt daran? Warum sollte Gottfried nicht auch schlechte Gedichte machen dürfen?! Er hat's ja nicht nöthig, davon zu leben, er thut es ja nur zu seinem Vergnügen!"

„Leider ist's Anderen kein Vergnügen, sondern

in der Regel nur eine ganz kannibalische Freude. Du weißt, er läßt seine Gedichte auch drucken!"

„Gewiß — aber er thut's ja nicht unter seinem eigenen Namen, er nennt sich ja als Dichter „Edgar von der Höhe"! Das ist klug und bescheiden — und der Name ist sehr poetisch" —

„Ja — es liegt soviel Poesie im Namen, daß für die Gedichte nichts übrig bleibt!"

„Das find' ich nicht. Mir gefällt vieles davon! Wie schön besingt er Deine Schwester! Da stand im letzten Sonntagsblatt ein Gedicht: Mary —

„Englisch ist Dein Name, deutsches Mädchen,
Wahrhaft englisch ist Dein deutsches Herz"

— nämlich ein engelgleiches Herz. Ist das nicht ganz hübsch?"

„Schauderhaft schön!" brummte der junge Gelehrte vor sich hin und begann mit großen Schritten auf und ab zu gehen, was bei ihm den Ausbruch einer langen Rede verkündete.

„Auch mich hat er wirklich gefühlvoll besungen," fuhr die Frau Commerzienrath fort. „Gleichfalls im Sonntagsblatt. Da hieß es:

„Theure Mutter — Du aus freier Wahl!
Die Du mir Dein lichtes Abbild schenktest!"

„Hast Du ihm Deine Photographie verehrt?“

„Er meint ja Mary — sie sieht mir ja wirklich sehr ähnlich! Und wenn seine Gedichte in der That so schlecht wären, er würde dann keine Verleger für die Sammlungen finden! Und wie schön die Bücher ausgestattet sind, eines schöner, als das andere! Die „Frühlingsblüthen“ sind noch ganz einfach —“

„Ja, damals war er auch noch im Taschengeld beschränkt!“

„Die „Neuen Lieder“ sind schon viel prachtvoller ausgestattet —“

„Da war er schon Procurist seines Vaters!“

„Und die „Kornblumen“ gar — die sind das Schönste, was man sehen kann! Goldschnitt, steifes Papier, Randzeichnungen und Tondruckbilder — in Saffian gebunden —

„Kostet dreitausendsiebenhundert Mark — er hat mir die Rechnung gezeigt!“

„Nun — was wäre da weiter? Dem Hause S. Krätzlein & Comp. thut das nicht weh! Andere junge Leute in seinen Verhältnissen haben kostspieligere Passionen! Und wie viel Freude er daran hat — es ist wirklich rührend! Wenn am Sonn-

tag ein Gedicht von ihm erscheint, ist er die Woche über wie verklärt. Am vorigen Freitag kam er ganz erregt hierher und brachte die neueste Nummer von „Ueber Land und Meer“ mit — da stand etwas darin, was ihn betraf!“

„So? — Das hat er mir nicht gesagt! Auch habe ich die Nummer gelesen und erinnere mich nicht —“

„Es war im „Briefkasten“! —“

„Hm!“ machte der Doktor und lächelte ganz eigenthümlich.

„Aber die Notiz war sehr schmeichelhaft! „Herrn Edgar von der Höhe,“ hieß es dort. „Wir bedauern lebhaft, Ihre Gedichte nicht verwenden zu können, da unsere Mappe überfüllt ist.“ Gottfried kann stolz darauf sein, wenn ein so verbreitetes Blatt lebhaft bedauert, aus äußeren Gründen auf seine Gedichte verzichten zu müssen!“

„Der arme Redacteur!“ seufzte der Doktor theilnahmsvoll, „wenn er sich nur nicht in seiner Verzweifelung darüber ein Leid anthut! Liebe Mama!“ fügte er veränderten Tones hinzu, „ich gäbe etwas darum, wenn dieser Redacteur nicht so höflich gewesen wäre!“

„Rudolf!“ verwies ihm die Mutter strenge, „das war häßlich! Hättest Du Deinem Freunde, Deinem künftigen Schwager eine öffentliche Beschämung gegönnt? Hier wenigstens weiß ja jeder, wer „Edgar von der Höhe“ ist!“

„Ja — leider! Die arme Mary hat genug darunter zu leiden! Höre, Mama, das ist unserem vernünftigen, feinfühligen Mädchen wirklich ein „Schatten“ auf ihrem Glück! Denke über Gottfrieds Gedichte, wie Du willst und kannst, aber das glaube mir und ihr!“

Diesem Argument vermochte die brave Frau nicht zu widerstehen. „Nun,“ meinte sie etwas kleinlaut, „wenn es nur eine so schlechte Angewohnheit ist, so könnt Ihr ihn ja davon abbringen. Gottfried ist eine feine, liebenswürdige Natur — er wird mit sich reden lassen!“

„Unmöglich!“ rief Rudolf und blieb stehen und die lange Rede brach los. „Unmöglich! — oder doch sehr schwer, denn es ist keine Gewohnheit, sondern eine Krankheit. Ja! Mama, mit der Diphteritis hat sie Gottlob bezüglich der Gefahr und des Ausgangs keine Aehnlichkeit, aber eine Krankheit ist die Dichteritis doch, wenn auch keine acute,

so doch eine chronische und ihr Keim pflanzt sich gleichfalls durch die Luft fort! Ihre wissenschaftliche Bestimmung wäre allerdings mit großen Schwierigkeiten verbunden, weil sie sich in keine der bestehenden Krankheitsgruppen genau einfügt. Wenn man erwägt, daß ihr Verbreitungsgebiet im Allgemeinen durch die deutschen Sprachgrenzen bestimmt wird, so käme man in Versuchung, die Dichteritis zu den klimatisch-nationalen Krankheiten zu zählen, wie etwa der Weichselzopf eine polnische, die Malaria eine römische Krankheit ist. Aber während man die Malaria gewiß noch nie in Stuttgart beobachtet hat, und der Weichselzopf, niemals in Frankfurt aufgetaucht ist, lassen sich einzelne und sogar scharf ausgeprägte Fälle unserer Krankheit auch außerhalb Deutschlands nachweisen. Durch solche Erscheinungen könnte man verleitet werden, ihr den klimatischen Charakter abzusprechen, wird aber wieder andererseits in dieser Annahme bestärkt, wenn man wahrnimmt, daß Ausländer, welche innerhalb der deutschen Sprachgrenzen verweilen, jählings von ihr befallen werden, obwohl sie in ihrer Heimath ganz gesund gewesen, ja die Krankheit nicht einmal dem Namen nach gekannt! Ich berufe mich diesbezüglich

auf Amerikanerinnen, welche am Rhein reisen, auf Engländer, welche den Winter in Heidelberg oder Cannstadt zubringen, auch junge Russinnen, welche in Dresdener Instituten erzogen werden. Eine besonders auffällige Krankheitsgeschichte ist die eines jungen Japanesen, welcher erst vor zwei Jahren nach Deutschland gekommen, und bereits jetzt, wie die Berliner Blätter beweisen, deutsche Verse drucken läßt!“

„Noch größer“, fuhr Rudolf fort und die Frau Commerzienrath lauschte andächtig, „noch größer ist die Schwierigkeit, zu entscheiden, ob die Dichteritis eine sogenannte Berufskrankheit ist oder nicht. Befällt sie, wie die Grippe, alle Stände, oder tritt sie, wie die Bleivergiftung, nur innerhalb einer ganz bestimmten Menschenklasse auf? Keine dieser Fragen läßt sich bestimmt bejahen oder verneinen. An Holzknechten, Bierbrauern, Zahnärzten, Hebeammen, Friseuren und Lederhändlern ist sie noch nie beobachtet worden, wogegen sie z. B. bei Schustern, Schneidern, Oberkellnern, Soldaten und Studenten, bei Aerzten, Advokaten und Gelehrten aller Art, bei dicken und dünnen, armen und reichen, jungen und alten Mädchen und Frauen aller Stände —

nur etwa das Milchweib und das „Mädchen für Alles“ ausgenommen — oft und in heftigster Weise auftritt. Der Fürst und der Schulmeister, der Minister und der Tagschreiber, die Nähmamsell und die Millionärsfrau stellen ihr Contingent zu diesen Kranken. Ich wiederhole: es liegt in der Luft und wer den Keim eingesogen, wird ihn nicht wieder los. Angesichts dieser Thatsachen läßt sich die Dichteritis wohl nicht als eine Berufskrankheit im wissenschaftlichen Sinne des Wortes bezeichnen. Andererseits ist es klar, daß auch ihr, im Gegensatz zur Grippe, gewisse Grenzen der Verbreitung gesetzt sind. Aber welche? Trotz reiflicher Ueberlegung bin ich diesbezüglich nur zu dem Resultate gekommen: wer nicht lesen und schreiben kann, der kann wohl ein Dichter sein, aber an der „Dichteritis“ leidet er nicht! — ganz gewiß nicht! Das ist freilich nur eine negative Grenze, und darf beileibe nicht durch bloße Umdrehung in's Positive gekehrt werden. Man kann jener beiden edlen Künste sehr wohl mächtig sein und zeitlebens von dieser Krankheit frei bleiben, wie zum Beispiel Du, liebe Mama —“

„Ach nein!“ unterbrach ihn die alte Dame recht

zaghaft, „ich habe als Mädchen viele gereimte Stammbuchsprüche verfaßt!“

„Auch Du, Brutus!“ murmelte der junge Gelehrte vor sich hin. „Aber Mary ist frei davon —“

„Da irrst Du, sie hat im Pensionat Gedichte geschrieben und wie viele in ihrem Tagebuch stehen, möchte ich nicht nachzählen!“

„Ich auch nicht!“ seufzte Rudolf. „Aber der selige Papa?“

„Auch der hat einmal Verse an mich gemacht. Ich habe ihm aber gleich gesagt: „Wilhelm,“ sagt' ich, „Dich kostet es schwere Mühe, denn Du bist solche Arbeit nicht gewöhnt, und zu lesen ist das Zeug doch nicht! Und — hab' ich gesagt“ — die stattliche Frau eröthete, wie ein junges Mädchen — „Deine Küsse sind mir lieber, als Deine Verse!““

„Das war sehr vernünftig, Mama!“ bemerkte der Sohn in wohlwollender Anerkennung. „Und hat er es darauf bleiben lassen?“

„Ja — gründlich!“

„Nun — siehst Du — Einmal ist Keinmal — da wäre gleich ein solcher Fall, wie ich ihn brauche!“

„Einmal ist Einmal!“ wendete die Mutter

lächelnd ein. „Wenn Du schon ein Gelehrter bist und die Sache wissenschaftlich anpackst, so darfst Du Dir durch solche Kniffe nicht helfen!"

„Da hast Du eigentlich Recht! Ich bin wirklich in nicht geringer Verlegenheit — diese verd— Krankheit scheint doch noch viel verbreiteter zu sein, als man glaubt . . ."

„Und Du selbst?"

„Ich?" rief Rudolf in komischer Verzweiflung. „Ich habe von meinem fünfzehnten bis achtzehnten Jahre mindestens drei Mal in der Woche Anfälle gehabt! Und sie haben sich," fügte er zaghaft hinzu, „sogar noch später zuweilen wiederholt, wenn auch schwächer und seltener. Dasselbe weiß ich von Christian, der jetzt freilich seine Verse ableugnet —"

„Das nützt ihm nichts!" sagte eine Stimme im Hintergrunde. „Ich habe Beweise in der Hand! Aber Ihr führt da sonderbare Gespräche! Ich höre schon eine Weile zu und werde nicht klug daraus. Und Ihr seid so tief versunken, daß Ihr mich gar nicht bemerkt habt!"

Der so sprach, war Herr Heinrich Meyer, Bruder der Frau Commerzienrath und einstiger Compagnon

ihres Gatten. Er war schon vor Jahren aus dem Geschäfte getreten und lebte nun still und behaglich in einer Villa vor der Stadt, von seinen Renten zehrend und seiner einzigen Leidenschaft, der Bienenzucht huldigend. Diese Leidenschaft war auch äußerlich oft in Form kleiner, röthlicher, schmerzhafter Beulen an seinen Händen und sogar an seinem Antlitz zu gewahren, vermochte jedoch diesen wohlgenährten, stattlichen Zügen nicht den Ausdruck unendlichen Behagens zu rauben. Rechnet man hinzu, daß er Junggeselle war, ein freundliches Gemüth und täglich vierundzwanzig Stunden freie Zeit hatte, so wird man selbst nach diesen flüchtigen Andeutungen errathen können, daß sich hier Natur und Schicksal vereinigt hatten, um ein Prachtexemplar jener Menschengattung zu schaffen, welche dazu bestimmt ist, nicht blos „Onkel" zu heißen, sondern auch zu sein! Daß die Natur zu diesem Zwecke nicht einmal die nöthigsten Neffen und Nichten vergessen hatte, weiß man bereits.

„Grüß Gott! Onkel Heinrich!" rief ihm Rudolf entgegen. „Wie steht es aber mit Dir selbst?"

„Danke der Nachfrage," erwiderte Herr Meyer freundlich. „Die Bienen haben heute so gestochen,

daß ich für den Nachmittag ein Gewitter befürchtete —"

„Ich frage, ob Du je Verse gemacht oder nicht!" rief Rudolf ungeduldig.

„Verse? — ich? — wie kommst Du darauf?"

„Gleichviel!" drängte Rudolf, „antworte!"

„Ich habe keine gemacht!" erwiderte Herr Meyer erstaunt und zögernd. „Gottlob — ich hatte mein Lebenlang Vernünftigeres zu thun. Wir haben klein angefangen, Wilhelm und ich, und mußten schwer arbeiten, er im Technischen, ich im Commerziellen!"

„Aber früher — so als Du siebenzehn, achtzehn Jahre alt warst?"

„Da war ich ja an der Handelsschule und dann als Buchhaltungsgehülfe bei Wesendonk und Söhne!"

„Das war Deine Beschäftigung bei Tage. Aber des Abends — des Nachts — besonders im Frühling, wenn der Mond schien?!"

„Wenn — der — Mond — schien?" wiederholte Herr Meyer langsam und stockend. „O Du mein Heiland!" dachte er, „sollte sich dieser arme junge Mensch überarbeitet haben? Das sind

sonderbare Fragen. O Himmel — das wäre ja entsetzlich!“

Rudolf hatte keine Ahnung von dieser schmeichelhaften Vermuthung und trat daher in seinem Eifer dicht an den Onkel heran. „Ja — in Mondnächten?“ rief er. „Was hast Du da gethan?“

Herr Meyer wich langsam zurück. „Da habe ich“, erwiderte er mit kläglicher Stimme, „Englisch und Französisch getrieben.“

„Gleichviel, ob der Mond schien oder nicht?!“

„Ja — gleichviel — ob —“

„Und hattest Du in jener Zeit keine Gefühle — zartere Gefühle — verstehst Du?“

Herr Meyer verstand, und sein unheimlicher Verdacht wuchs. Wieder wich er zurück und seine Stimme klang noch kläglicher: „Keine — zarteren — Gefühle — auf Ehre!“

„Gar keine Leidenschaft? Besinne Dich, Onkel Heinrich, besinne Dich gut!“

„Keine!“ betheuerte der geängstigte Mann. „Das heißt“, fügte er hinzu, „eine doch!“

„Ah! — heraus damit!“

„Es war die Stenographie“, berichtete Herr Meyer. „Gabelsberger war damals erst kürzlich

aufgetaucht und ich interessirte mich sehr für sein geistreiches System der Schnellschrift. Ich habe noch heute diese Vorliebe nicht verloren und übe täglich eine halbe Stunde . . ."

„Vortrefflich!" rief Rudolf jubelnd. „Und Verse hast Du nie gemacht?"

„Nie!"

„Auf Ehre?"

„Mein Wort!"

„Heureka!" jubelte der Gelehrte. „Mama — Einen hätten wir!"

„Nun erkläret mir aber doch," bat Herr Meyer. „Was kann das Euch interessiren —"

„Es gehört ja zur Sache, Heinrich," belehrte ihn die Frau Commerzienrath überlegen. „Ich sprach eben mit Rudolf über das Dichten und da brauchten wir Beispiele. Er meint nämlich, daß das Dichten eine Krankheit ist!"

„Wie denkst Du darüber, Onkel?" fragte Rudolf.

Der dicke Mann athmete erleichtert auf. „Ich bin da nicht ganz competent," sagte er, „denn, wie gesagt, ich habe nie selbst einen Vers gemacht und nur wenig Poesie gelesen. Klopstocks Messiade,

weil sie in der Schule gefordert wurde, dann Schiller's Balladen und einige Gedichte von Goethe. Als sich Gottfried mit unserer Mary verlobte, hat er mir auch sein neuestes Bändchen geschickt. Der Titel ist mir entfallen, es sind aber Blumen, die man so als Unkraut zwischen dem Getreide wachsen sieht. . ."

„Kornblumen" half Rudolf ein.

„Richtig — Kornblumen! Ich bin aber noch nicht zum Lesen gekommen. Wißt Ihr — es interessirt mich eigentlich nicht, und dann fürchte ich, daß ich ihm kein schmeichelhaftes Urtheil würde sagen können — ich hörte so allerlei darüber, habe es auch schon Mary erzählt. Wenn er mich jetzt frägt, so kann ich doch wenigstens der Wahrheit gemäß antworten: „Lieber Gottfried, Du weißt, wie mich gerade jetzt meine Bienen in Anspruch nehmen — ich spare mir Deine Lieder für den Winter auf!" Die Bienen beschäftigen mich nämlich wirklich sehr, denn Ihr kennt Euch kaum denken —"

„Wir denken's uns!" rief die Frau Commerzienrath. „Aber was hältst Du vom Dichten?"

„Was Ihr Beide heute exaltirt seid!" sagte der gute Mann verblüfft, „nur immer Poesie! Ich

sagte schon, ich bin nicht ganz competent. Aber ich denke: wer dichten kann, soll's thun — wer's nicht kann, soll's bleiben lassen . . ."

„Das meine ich auch!" rief Frau Marie, „aber Rudolf sucht zu beweisen, daß es eine Krankheit ist!"

„Eine Krankheit?" fragte Herr Meyer. „Wie gesagt, ich bin nicht ganz competent, aber Goethe war ja sogar Minister!"

„Und Schiller Hofrath, Lessing Bibliothekar," ergänzte Rudolf. „Du hast Recht, Onkel Heinrich — Mama hat mich ein wenig mißverstanden. Nicht die poetische Begeisterung, nicht die Dichtkunst habe ich eine Krankheit zu nennen gewagt, sondern die Dichteritis: zwischen beiden ist ein gewaltiger Unterschied! Die Dichtkunst bietet echten, eigenartig bearbeiteten Goldschmuck, die Dichteritis nur Talmigold, welches durch Nachahmung jener Formen, durch flüchtigen Glanz zu täuschen sucht und zum Gebrauch für geistig Minderbemittelte angefertigt wird. Die Dichtkunst schöpft aus dem tiefsten Quell, dem Menschenherzen, die Dichteritis schöpft aus anderer Leute Gedichten. Der Dichter dichtet, weil er muß, kann und will; wer an der Dichteritis

leidet, macht Verse, obwohl er nicht kann, ja gegen den Zwang, den seine eigene, ursprüngliche, nichts weniger als poetische Anlage auf ihn übt. Mit diesem vielleicht seltsamen Titel belege ich also jene Krankheit, welche den Menschen zwingt, in Reimen zu reden, obwohl er nichts zu sagen hat, fortwährend zu reden, zwecklos, nutzlos, sich und Anderen zur Qual —"

Der Diener Rudolf's war eingetreten. „Herr Doctor Siebert erwartet Sie in Ihrem Studirzimmer," meldete er. „Sie hätten sich mit ihm zu einem Spaziergang verabredet."

„Wir lassen ihn herbitten!" rief die Frau Commerzienrath.

Der Diener ging.

„Siebert ist ein angenehmer Mensch," sagte sie dann, „und ferner möchte ich nicht, daß Du Dich unterbrichst. Gottfried wird mein Schwiegersohn — ich will über seine Krankheit einmal gründlich in's Klare kommen!"

„Mir ist's noch aus anderem Grunde recht!" bemerkte Rudolf. „Was Ihr dem Docenten der Chemie nicht glaubt, werdet ihr vielleicht dem Docenten der Aesthetik glauben."

„Herr Doctor Siebert," meldete der Diener und ein blondes Männchen mit zartem, rosigem Gesichte trat etwas verlegen ein. Fritz Siebert glich trotz seiner dreißig Jahre und seines akademischen Lehramts einem Jüngling, auch seine Bewegungen waren schüchtern und ungelenk, selbst in diesem Kreise, den er kannte, von dem er sich geachtet wußte. Darum athmete er tief auf, als er sich nach einigen Redensarten in den Schutz eines Lehnstuhls zurückziehen durfte, welcher hübsch abseits stand und im Halbdunkel. Nun blickte er nur noch bange dem Gespräche entgegen, denn der junge Gelehrte wußte wohl, daß es keinen ungeschickteren, zaghafteren Causeur auf dieser Gotteswelt gäbe, als den Herrn Docenten der Aesthetik, Dr. Siebert. Darum schwieg er gewöhnlich, konnte dann aber nach Art aller schweigsamen Menschen, wenn er einmal über ein ihm naheliegendes Thema das Wort ergriffen, einen Redefluß entwickeln, der kaum mehr zu hemmen war. Das erwies sich auch heute. Nachdem er die Frage der Frau Commerzienrath nach dem Befinden seiner Mutter unter heftigem Erröthen mit der Klage beantwortet, daß sie an einer Grippe leide, dann einer Bemerkung des

Herrn Meyer, daß heute doch eigentlich ein prächtiger Frühlingstag für Bienen und Menschen sei, zaghaft zugestimmt, richtete er sich urplötzlich stramm auf und konnte prächtig reden, als ihm Rudolf kurz mittheilte, wovon die Rede gewesen.

„Es ist ewig schade," sagte er, „daß jene goldenen Worte, welche Goethe hierüber gesprochen, so wenig Beachtung gefunden. Der Franzose, meint unser größter Dichter, fordere auch vom Dilettanten Geschmack und Geist im Inneren und ein fehlerloses Aeußere der Diction, der Italiener sei schon durch seine Lieblingsform, das Sonett, zur Sorgfalt genöthigt, der Engländer dilettire mehr in den klassischen Sprachen, nur der deutsche Pfuscher dürfe seine Purzelbäume schlagen, wie ihm beliebe. „Alle Dilettanten," schließt Goethe, „sind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Original schon in der Sprache und im Gedanken, indem sie es nachsprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und Formeln ausgefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schön stilisirt sind und gar nichts enthalten. Kurz, alles wahrhaft Schöne und Gute

der ächten Poesie wird durch den überhandnehmenden Dilettantismus profanirt, herumgeschleppt und entwürdigt!“ “

„Bravo! bravo!“ rief Rudolf. „Und um wie viel mehr haben wir Grund zu dieser Klage! Vor zwei, vor drei Menschenaltern konnte unsere Literatur neben den Pfuschern auch auf Genies hinweisen, jetzt haben wir nur noch Talente, und die Zahl der Pfuscher ist nicht blos in's Unendliche gestiegen, sondern auch ihre Qualität hat sich verschlechtert. Jene guten, alten, stillen Dilettanten, welche noch vor 1848 oft zu treffen waren, harmlose, bescheidene, in sich vergnügte Menschen, welche in Mußestunden, sich und Anderen zur Ergötzung, ihren runden, glatten Vers schrieben, diese Dilettanten, die zwar nichts nützten, aber auch nichts schadeten, sind heute mit wenigen Ausnahmen ausgestorben. Heute will Jeder, der Verse macht, sie auch gedruckt sehen, und nicht blos dies — er will Aufsehen machen, er will gelobt, gepriesen, gerühmt sein! Um dies zu erreichen, überbieten sich diese armen Pfuscher durch die Quantität ihrer Gedichte, bestürmen vergeblich Redactionen und Verleger, werfen ihre oft sauer ersparten Groschen einem Winkelverlag in den Rachen,

um ihre Verse in einem eleganten Bändchen erscheinen zu sehen, lassen sich von ihrem praktischen Berufe, wo sie ihr ehrliches Brod finden, durch ihre Wahngebilde immer mehr abziehen, wenden sich sogar oft ganz der „Literatur“ zu, um dann unter Jammer und Elend eine erbärmliche Existenz weiter zu schleppen — kurz: begeben sich in die Gefahr, moralisch und physisch zu Grunde zu gehen . . . Der Einsatz also ist groß, oft entsetzlich groß — und der Gewinn? Im besten Falle einige lobende Zeilen milder, einige gleichgültige oder höhnende Zeilen strenger Kritiker! Hiefür giebt es keine, gar keine Ausnahme, denn wo ist der Dichter, der in der jüngsten Gegenwart durch lyrische Gedichte berühmt geworden wäre?! Dieses Factum lehrt uns also, daß die Selbsttäuschung dieser Dilettanten weit, weit über jenen Grad des Eigendünkels hinausgeht, der sich überhaupt noch mit sonstiger Gesundheit des Geistes verträgt! Denn wenn ein Pfuscher sich einbildet, ein echter Dichter zu sein, so darf man ihn deshalb noch nicht für verrückt erklären, wenn er aber glaubt, ein besserer Dichter zu sein, als selbst die echten Poeten unserer Zeit, wenn er darum seine Gedichtsammlung in der bestimmten Erwartung

herausgiebt, daß ihr Loos günstiger sein werde, als das aller Anderen, so ist der Mann krank! krank! krank!"

Er rief es mit immer gesteigertem Tone, und auch der Ausdruck seiner Züge bewies deutlich, daß er da nicht einen frivolen Scherz ausgesprochen, sondern seine innerste Ueberzeugung.

Die Frau Commerzienrath war bleich geworden. „Um Gott!" rief sie. „Jetzt verstehe ich erst recht ... Meinen Sie das auch, Herr Doctor?"

Siebert beeilte sich, das geängstigte Mutterherz zu beruhigen, und konnte es auch mit gutem Gewissen.

„Mein Freund Rudolf," sagte er, „hat gewiß im Wesentlichen Recht, wenn er auch in der Entwicklung der Consequenzen weiter geht, als dies die Sache erlaubt. Auch vergißt Rudolf, daß es unter diesen druckbegierigen Dilettanten viele giebt, die den äußeren Erfolg ziemlich richtig voraussehen. Sie sagen sich: „Mag die Welt von mir halten, was sie will, ich fühle mich gedrängt, nicht zu verhehlen, was das Beste und Tiefste an mir ist!" Du wirst dies zugeben?"

„Ja wohl," erwiderte Rudolf. „Doch scheint mir dieser versteckte Hochmuth nicht minder lächerlich."

„Wobei jedoch mildernd hinzuzufügen wäre, daß diese Idee Tausende und Abertausende befällt . . ."

„Vielleicht mildernd für die Schuld des Individuums, aber erschwerend für die Gefährlichkeit der Erscheinung! Wäre die „Dichteritis" — ich bitte Dich, Deine Abneigung gegen meinen Lieblingsausdruck, den ich übrigens aus einer Berliner Posse aufgelesen, für heute zu überwinden — wäre die Dichteritis eine sehr seltene Krankheit, wir könnten harmlos darüber lächeln, ohne uns ereifern oder betrüben zu müssen. Nur eben ihr Auftreten als Epidemie macht sie ja entsetzlich! Und die Folgen! Nicht für die Kranken, sondern für die Gesunden! Eine dieser Gefahren hat schon der große Dichter zu einer Zeit erkannt, da sie noch wenig zu gewahren war: unsere Sprache verliert unter dem unheilvollen Dilettantismus immer mehr von ihrer unsprünglichen herben Kraft und Größe, sie füllt sich mit süßlichen, verwachsenen Phrasen, welche Jeder weiter trägt, ohne etwas dabei zu denken. Die weitere Gefahr besteht darin, daß die große Masse immer mehr den Respekt

vor der Dichtkunst verliert. „Das Dichten ist wohl nichts Großes, wenn solche Verse gefallen, oder wenn der und jener als Dichter bekannt wird!“ Und diese Mißachtung übergeht dann auf die Poesie selbst! Angesichts solcher Schäden und Gefahren für die Gesammtheit verliert sich das Mitleid mit dem einzelnen Dilettanten, der durch seine Verblendung zu Schaden kommt!“

„Die Sache muß schlimm sein,“ sagte Frau Marie bekümmert, „denn Ihr ereifert Euch ja Beide so sehr!“

„Sie ist schlimm!“ rief der schüchterne Docent erröthend. „Und namentlich deshalb, weil eine Abhülfe so schwer ist. Die Rettung kann einzig von der literarischen Kritik versucht werden.“

„Ach!“ rief Rudolf seufzend, „die Abschreckungstheorie hat sich bisher auf anderen Gebieten so wenig bewährt, daß ich bezüglich der „Dichteritis“ —“

„Pst!“ unterbrach ihn gebieterisch die Mutter. Die Thüre hatte sich geöffnet, die Verlobten traten ein; hinter ihnen ein Diener mit der Jause.

Wir haben schon bisher — bis auf jenen einzigen dunklen Punkt — so viel Lob über die äußeren

und inneren Qualitäten Gottfried Krätzleins aus dem Munde aller Betheiligten vernommen, daß man es gerne verzeihen wird, wenn wir nichts weiter hinzufügen. Bis auf seine Verse ein Mustermensch — das mag genügen.

Die Gesellschaft begrüßte ihn herzlich, aber etwas befangen, auch Gottfried und Mary waren nicht so munter, wie sonst — sie ahnten beide, daß soeben von dem Dichter Edgar von der Höhe die Rede gewesen. . . .

So blickte denn, während die Kaffeeschalen gefüllt und geleert wurden, Mary mit gerötheten Wangen starr vor sich hin, die Frau Commerzienrath rückte unruhig hin und her, Herr Meyer begann mit Doctor Siebert ein Gespräch über die Freuden der Bienenzucht, welches sich aber wegen der gänzlichen Unbildung des Docenten nach dieser Richtung bald in einen Monolog verwandelte, Rudolf ging, irgend eine Melodie summend, auf und ab — kurz es war keine behagliche Jause. Endlich saßen Alle stumm beisammen.

Das empfand Gottfried wohl am peinlichsten und hielt es unter diesen Umständen für das Gerathenste, den Stier bei den Hörnern zu packen.

Darum sagte er plötzlich mit lauter, wenn auch nicht ganz sicherer Stimme in die allgemeine Stille hinein:

„Wir unterbrachen Euch eben in einem Gespräch über meine Gedichte — nicht wahr? Warum setzt Ihr es nicht fort — es wäre mir sehr interessant. . . .“

Frau Hinrichsen rückte noch unruhiger hin und her, Herr Meyer blickte zu Boden, Siebert erröthete, und Mary wurde bleich.

Nur Rudolf blieb kalt und ruhig.

„Wir sprachen allerdings,“ erwiderte er, „von den „Kornblumen“ im Allgemeinen und Besonderen. Ich glaube aber, daß Du dabei nichts verloren hast. Dasselbe oder Aehnliches haben Siebert und ich Dir genügend oft entwickelt!“

„Ich weiß,“ sagte Gottfried lächelnd, aber dies Lächeln war etwas mühsam. „Ihr haltet mich für einen schlechten Dichter und spottet über meine vergeblichen Bemühungen, meinen Dichtungen literarische Geltung zu verschaffen 2c. 2c.“

„Ja!“ bestätigte Rudolf trocken.

„Und dabei wollt Ihr meinen Standpunkt nicht

berücksichtigen. Ihr wollt nicht! Da nützt freilich kein Debattiren!"

„Es nützt nichts", sagte Rudolf, „da hast Du Recht. Aber von einem absichtlichen Ignoriren Deines Standpunktes kann bei uns, die wir Deine Freunde sind und es ehrlich mit Dir meinen, wahrlich keine Rede sein! Die Sache liegt anders: wir können diesen Standpunkt beim besten Willen nicht verstehen oder gar billigen, denn er ist eben ein durch und durch subjectiver. Wenn Du uns versicherst, daß es Dich zum Dichten drängt, daß Du diesem Drange unmöglich widerstehen kannst, so können wir das nicht controliren. Vielleicht ist es wirklich, wie beim Absynthtrinken, wer es einmal begonnen, kann es nicht wieder lassen! Aber wie wir über Absynthtrinken und Versemachen denken wollen, das mußt Du andererseits uns überlassen! Und wenn Du ferner behauptest, daß es Dir eine Feigheit und Unwürdigkeit schiene, aus Furcht vor dem Spott der Welt Dein Bestes zu verbergen, so läßt sich da freilich kaum streiten. Uns aber darfst Du nicht verargen, wenn wir Dein Bestes eben nicht gut genug finden, ja sogar schlecht!"

Mary wurde bleich und roth, ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Rudolf!“ rief die Mutter, „ich wünsche dies Gespräch abgebrochen —“

„Bitte“, fiel ihr Gottfried in's Wort, „wir wollen uns einmal verständigen. Ihr beachtet es als Folge meiner Eitelkeit, wenn ich meine Verse drucken lasse? Ich aber sage Euch, daß ich es nur deshalb thue, um endlich, über meine peinlichen Zweifel hinweg, von competenten Richtern Sicherheit darüber zu erlangen, ob meine Gedichte etwas taugen oder nicht!“

„Ich will Dich nicht an Schmerzliches erinnern,“ sagte Rudolf, „aber ich denke, einige competente Richter haben immerhin bereits gesprochen.“

„Ja!“ rief Gottfried, „Der oder Jener hat mich getadelt, aber Andere haben mich gelobt. Wer soll da klug daraus werden?“

„Der Kluge!“ erwiderte Rudolf lakonisch.

„Das heißt?“

„Berücksichtige, wer Angenehmes, wer Unangenehmes gesagt. Aber — ich bin wirklich auch dafür, daß wir nicht weiter über das Thema reden!“

„Nur noch Eins!“ rief Gottfried. „Ich glaube nicht, daß ich es je wieder missen kann, meinen Empfindungen in Gedichten Ausdruck zu geben. Die Frage steht nur so: „Soll ich sie drucken lassen oder nicht?“ Und da erkläre ich: „Ich lasse davon, wenn Ihr mir beweist, daß die Verse nicht werth sind, gedruckt zu werden!“

„Aber wie diesen Beweis erbringen?“ rief Rudolf. „Auf unser Urtheil gibst Du nichts!“

„Verzeih'!“ wandte sich Siebert an den Dichter, „verzeih', daß ich überhaupt im Kreise Deiner Familie darüber spreche, aber Du bist mein ältester Freund... Ich kann nur wiederholen, was ich Dir oft gesagt: Deine Verse sind nicht besser, wohl aber schlechter, als die von Tausenden und Abertausenden. Du hast kein originelles Empfinden, vermagst es wenigstens nicht zum Ausdruck zu bringen. Was Du sagst und singst, könnte jeder gebildete Mensch empfinden und ausdrücken. Auch die Formen sind abgebraucht, Du hast nicht einmal Formtalent....

„Mary!“ sagte die Frau Commerzienrath, „wollen wir nicht auf die Promenade? Es ist sechs Uhr, Gottfried wird uns begleiten!“

Aber Gottfried blieb auf seinem Platze.

„Noch einen Augenblick", bat er. „Du sagst, Jeder könnte solche Verse machen, wie ich. Ist das Dein Ernst?"

„Ja!"

„Es käme auf eine Probe an!"

„Gewiß — ich bin bereit!"

„Du!" rief Gottfried. „Du bist Docent der Aesthetik und Dein treffliches Gedächtniß könnte Dich unterstützen!"

„Ich bin gleichfalls bereit", rief Rudolf. „Einigen wir uns über ein Thema, wir bearbeiten es beide und dann soll ein von Dir gewählter Richter entscheiden!"

„Auch Du bist nicht Jeder!" sagte Gottfried etwas unsicher. „Aber wenn es Onkel Heinrich versuchte . . ."

„Ich?" rief dieser erschreckt. „I — Gott bewahre!"

„Du, Onkel!" rief Rudolf und faßte seine Hand. Dem jungen Manne mußte es plötzlich gekommen sein, wie eine Eingebung von oben. Seine Augen leuchteten, seine Wangen rötheten sich. „Du nimmst den Wettkampf auf, Onkel!"

„Was sind das für Possen!“ rief die Frau Commerzienrath unwillig.

„Ich? ich?“ wiederholte Herr Meyer bestürzt. „Ich habe ja nie in meinem Leben . . .“

„Eben darum“, rief Rudolf übermüthig. „Gelingt es Dir, so muß Gottfried sich geschlagen geben. Und es wird Dir gelingen, Onkel! Deine poetische Kraft liegt unverbraucht, unverzettelt in Dir — es gilt nur, sie zu wecken! Und das bringe ich zu Stande, sofern Du mir nur für eine Minute Dein Ohr leihst!“

„Halt!“ rief Gottfried, „das ist ein Complott!“

„Beruhige Dich“, sagte die Frau Commerzienrath, „in einer Minute würde selbst der liebe Herrgott meinem Bruder Heinrich das Dichten nicht beibringen können!“

Aber Rudolf schien das Unmögliche wirklich versuchen zu wollen. Er hatte Herrn Meyer in eine Ecke gezogen und sprach ihm nun hastig und leise zu. Es mußte etwas Seltsames sein, denn Herr Meyer machte Anfangs ein überaus verblüfftes Gesicht und brach dann in lautes Lachen aus.

„Nun?“ fragte Gottfried.

„Ich will's versuchen", sagte Herr Meyer. „Aber unter einer Bedingung: das Wettdichten muß sofort stattfinden, sofort!"

„Heinrich!" rief seine Schwester besorgt, „bist Du bei Troste?!"

„Sofort!" wiederholte Herr Meyer und blickte unternehmend um sich.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" sagte Gottfried. „Rudolf hat Ihnen wohl versprochen, das Gedicht für Sie anzufertigen?"

„Nein!" betheuerte Herr Meyer. „Ich bin übrigens bereit, mich unter die strengste Controle zu stellen!"

„Onkel!" rief Rudolf und umarmte ihn gerührt, „Du bist ein Goldonkel. Aber nun setzen wir die Bedingungen fest! Preisrichter ist Siebert. Ueber das Thema einigen sich die beiden Herren Dichter. Wünschest Du diesbezüglich einen Vorschlag zu machen, Onkel?"

„Ich dichte Alles!" rief Herr Meyer.

„Und Du Gottfried?"

„Es ist mir gleichgültig," erwiderte dieser verdrossen. „Ihr wollt ja doch nur Euren Spott mit mir treiben!"

„Wahrhaftig nicht!“ betheuerte Rudolf. „Uebrigens mache ich Dir einen Vorschlag, der Dein Mißtrauen verscheuchen wird. Du ziehst Dich mit dem Onkel in ein Nebenzimmer zurück und Ihr dichtet beide in derselben Stube. Kannst Du mehr verlangen?“

„— mehr verlangen?!“ wiederholte Herr Meyer und setzte sich in Positur.

Gottfried blickte wie hilfeflehend um sich. Dann sagte er in möglichst gleichgiltigem Tone:

„Meinetwegen! — aber das Thema?“

„Nehmen wir an, daß heute Mary's Geburtstag ist. Natürlich versetzt sich Onkel Heinrich gleichfalls in Deine Position als Bräutigam . . .“

„Als Bräutigam!“ wiederholte Herr Meyer, „ich versetze mich in Alles.“

Siebert war bisher wortlos vor Staunen dagestanden, gleich den beiden Damen. „Wollen wir wirklich die Probe machen?“ fragte er.

„Natürlich!“ rief Rudolf. „Und ich schlage ferner vor, daß beide Herren sich über Reim und Rythmus, ferner über die Zahl der Strophen einigen.“

„Vielleicht fünffüßige Trochäen?“ schlug Siebert vor.

Gottfried nickte seine Zustimmung.

„Gut — Trachäen“, sagte Herr Meyer. „Wenn ich nur wüßte, was das heißt!“ dachte er. Laut aber fügte er hinzu: „Trachäen, ganz vortrefflich!“

„Und etwa drei vierzeilige Strophen“, fuhr Siebert fort.

„Mir ist Alles recht!“ sagte Gottfried.

„Und mir doppelt recht!“ rief Herr Meyer.

„Und bezüglich des Reimes?“ fragte Gottfried.

„Nun“, meinte Siebert, „wir wollen den Herren die Aufgabe nicht zu schwer machen. Blos der zweite und vierte Vers sollen sich reimen. Also a, b, c, b.“

„Natürlich!“ rief Herr Meyer, „das ist nicht schwer — a, b, c, d, e, f u. s. w.“

„Was meinen Sie?“ fragte Gottfried erstaunt.

„Onkel Heinrich!“ raunte Rudolf, „verrathe Dich doch nicht: das ist ja das Schema!“

„Das ist das Schema!“ sagte Herr Meyer laut. „Warum wundert sich mein Herr Gegner?! Also — wenn's beliebt!“

Er öffnete die Thür zum Nebenzimmer. „Dort

finden wir wohl zwei Blatt Papier und zwei Bleistifte. Mehr brauchen wir nicht, denn die Poesie steckt in uns!"

Und stolz schritt er voran, Gottfried folgte.

„Halt!" rief Siebert. „Welche Zeit brauchen die Herren?"

„Ich hab's eigentlich schon im Kopfe," sagte Herr Meyer. „Aber, sagen wir fünf Minuten —"

„Fünf Minuten!" rief Gottfried erschreckt, „so schnell dichte ich nicht."

„Aber ich!" lachte triumphirend sein Concurrent.

„Sagen wir zehn Minuten," sagte Gottfried fast bittend.

„Meinetwegen!" gestand Herr Meyer großmüthig zu.

Die beiden Herren Poeten verschwanden im Nebenzimmer. Die Zurückbleibenden blickten eine Weile stumm und verlegen vor sich hin — es war eine peinliche Pause.

Endlich sagte Mary halblaut: „Mama, ich habe die Näherin auf mein Zimmer bestellt —"

„Geh', mein Kind!" erwiderte die Mutter und küßte sie zärtlich auf die Stirne. „Ich glaube zwar nicht, daß Du die Näherin dort findest, aber geh' nur."

Das Mädchen schritt leise, gesenkten Hauptes hinaus.

„Das arme Ding!“ murmelte Rudolf mitleidig. „Ich hätte ihr gerne die Scene erspart, welche ihr feinfühliges Empfinden sicherlich nicht angenehm berühren konnte. Aber ich befreie sie vielleicht von dem einzigen Alp, der ihr glückliches Herz bedrückt! Die arme Kleine ist ja in letzter Zeit ganz melancholisch geworden, weil sie befürchtete, daß kein Mensch mehr nach dem Erscheinen der „Kornblumen“ ihren Gottfried noch ernsthaft werde nehmen wollen!“

Die Mutter hatte seine Worte nicht deutlich verstanden, aber sie ahnte den Sinn. „Rudolf!“ sagte sie, „ich glaube, Du hast da ein starkes Stück inscenirt — wird es wenigstens nützen?“

„Ich hoffe!“ sagte er ernst.

„Aber was ist's denn?“

„Pst! — ein Geheimniß!“

„Herr Meyer hat wahrscheinlich ein ähnliches Gedicht einmal auswendig gelernt?“ fragte Siebert.

„Behüte! — Onkel Heinrich kann sich nicht zwei Verse merken!“

„Aber durch Zauberei kann es doch nicht gelingen?“

„Nein — es geht Alles natürlich zu. Aber horch! — sie kommen!“

Die Thür öffnete sich, die beiden Dichter erschienen, jeder ein Blatt Papier in der Hand — einen Bleistift hinter dem Ohr.

„Ich bin fertig!“ rief Gottfried.

„Ich leider noch nicht,“ gestand Herr Meyer, „ich habe mir die Sache doch leichter gedacht, als sie ist. Aber ich habe nur noch einen Reim zu suchen. Bitte — ich lasse Gottfried ohnedies gern den Vortritt.“

Er setzte sich an den Tisch, legte das Blatt vor sich hin und schrieb und strich, schüttelte den Kopf und schrieb wieder.

„Also, wir hören!“ rief Rudolf. „Vorher aber noch Eins! Wenn Du selbst zugeben mußt, daß Onkel Heinrich's Gedicht so gut ist, wie das Deinige — wirst Du dann noch Verse drucken lassen?“

„Nein!“

„Dein Ehrenwort?“

„Mein Ehrenwort!"

„Lies!"

Und Gottfried begann:

Zum Geburtstage meines Mädchens:

Theures Mädchen mit den blauen Augen,
Mit dem Blondhaar, mit dem Purpurmund,
Heute mehr noch, als an andern Tagen,
Grüß' ich Dich aus tiefstem Herzensgrund.

Heut' vor neunzehn Lenzen ging die Sonne
Auf des Tages, der Dich uns geschenkt,
Jenes schönen, wonnevollen Tages,
Den zu segnen mich das Herze drängt.

Sag'! wie soll ich heute Dich beschenken?
Mit Geschmeide oder nicht'gem Tand —
Ach! mein Bestes schenkt' ich Dir schon lange —
Ewig bleibt mein Herz Dir zugewandt.

„Ich weiß," fügte der Dichter hinzu, „daß die Verse nicht tadellos sind — aber bedenket die kurze Zeit —"

„Nun," meinte Rudolf, „Onkel Heinrich hat ja auch nicht viel längere Zeit gehabt. — Bist Du fertig?" wandte er sich an diesen.

„Jawohl!" sagte Herr Meyer, trat vor, räusperte sich und las:

Zum Geburtstage der Braut.

Holdes Mädchen mit den hellen Augen,
Mit dem Goldhaar, mit dem Rosenmund,
Heute mehr noch, als an sonst'gen Tagen
Seg'ne ich Dich aus dem Herzensgrund!

„Aber das klingt ja sehr ähnlich!" rief die Frau Commerzienrath verblüfft.

„So?" sagte Herr Meyer anscheinend sehr erstaunt, „die letzte Strophe hat mir so viel zu schaffen gemacht, daß ich Gottfried's Dichtung gar nicht gehört habe."

Edgar von der Höhe war sehr bleich geworden. „Weiter!" sprach er.

Und Onkel Heinrich las:

Heut vor neunzehn Jahren war die Woche
Und der Tag auch, der Dich uns geschenkt,
Jene liebe, segensreiche Stunde,
Die zu seg'nen meine Seele drängt.

„Halt!" rief Gottfried in höchster Erregung, „das ist ja ein Plagiat!"

„Aber bedenke doch!" wandte Rudolf ein. „Wie hätte er Deine Gedanken errathen können? Ihr seid eben zufällig auf dieselben Phrasen gerathen!"

„Sag," fuhr Herr Meyer fort:

Sag' wie soll ich heute Dich beschenken,
Mit Pretiosen oder bill'gem Tand —

„Genug!“ rief Gottfried und erhob sich.

„Ich weiß nicht,“ sagte er mit bleichen Lippen, „wie — wie das zugegangen — ich will nicht darnach fragen — mein Wort — werde ich halten! . . . Aber nun — muß — ich — in's — Freie! Entschuldigen sie mich bei Mary, liebe Mama — ich komme morgen wieder, heute ist es mir unmöglich!“

„Wie ist das zugegangen?“ rief die Frau Commerzienrath, kaum daß sich die Thür hinter ihm geschlossen.

„Ein Geheimniß!“ rief Herr Meyer, „frage nicht — es wird nie über meine Lippen kommen. Einmal habe ich meiner Nichte zu Liebe gedichtet — aber nie wieder! Lebt wohl, alle miteinander!“

Er ging.

„Die Herren entschuldigen!“ sagte die Frau Commerzienrath und erhob sich. „Wie immer es zugegangen — wir haben Gottfried's Wort und Mary wird sich darüber freuen!“

Die beiden Freunde blieben allein.

„Ich habe Respekt vor den Fähigkeiten des Herrn Meyer bekommen,“ sagte Siebert lächelnd. „Erstens hat er eine genaue Kenntniß der Synonyme

der deutschen Sprache und weiß ein Wort rasch durch ein zweites, gleich bedeutendes zu ersetzen und zweitens —"

Er stockte.

„Zweitens?" fragte Rudolf.

„Zweitens kann er prächtig steno—"

„Pst!" unterbrach ihn Rudolf.

— — Vielleicht erfährt Herr Gottfried Krätzlein erst aus diesen Zeilen das Mittel, welches ihn einst von der modernen Epidemie befreite. Er wird seinem Schwager, Herrn Professor Dr. Hinrichsen, deshalb nicht zürnen. Denn Herr Krätzlein hat heute in der Liebe seiner Mary und der Achtung seiner Mitbürger längst genügenden Trost dafür gefunden, daß der Liedermund Edgar's von der Höhe seit fünf Jahren gänzlich verstummt ist. . . .

Unser Haus.

Das hat wohl die Mailuft gethan, du lieber, treuer Mensch, daß ich in den letzten Tagen jählings wieder so oft habe deiner gedenken müssen — diese lieblich tückische Frühlingsluft, welche Sieche tödtet, und Kinder fröhlich gedeihen läßt, und in jedem geprüften Herzen dieselben seltsam wechselnden Stimmen weckt, welche einst um diese Jahreszeit geheimnißvoll die Haine von Hellas durchtönt: die wildaufjauchzenden, todesbang schluchzenden Sänge der Adonisfeier. . . . Ach, wie eigen geschieht es dem Herzen in diesen Tagen, da allerwärts süßkräftiger Duft ist und freudiges Blühen; gern jauchzt es mit, sein kühnstes Hoffen dünkt ihm nicht mehr thöricht, und sein Geschick will es nur nach dem messen, was es noch zu gewinnen träumt — und siehe! vielleicht dieselbe Stunde weckt tiefe Weh-

muth in demselben Herzen, und es muß seiner Todten gedenken und sein Geschick nach dem messen, was es bereits verloren! . . . Das hat wohl die Mailuft gethan, stiller Hans, daß ich wieder deiner gedenke.

Was könnte es auch sonst gewesen sein? Noch liegt mir ja die eigene Jugend nicht ferne genug, um in der Erinnerung gern immer wieder auf jene engen Pfade zurückzuflüchten, welche so kühl und schattig waren, weil sich die Palmen der Ideale darüber wölbten und rechts und links das Baumwerk der Jünglingsträume aufschoß, hoch, in den Himmel hinein. Und du selbst, Hans, du hast mich nicht wieder an dich erinnert, seit langen zehn Jahren, seit jenem häßlichen Herbsttage, da wir dich zur Grube senkten — du hast mir kein Zeichen geschickt, Hans, obwohl du es versprochen, feierlich versprochen mit Wort und Handschlag. Und weil du hier, unter uns, immer ein ehrlicher Worthalter gewesen bist, so vermuthe ich, daß dein Schweigen triftige Gründe hat und daß wir uns nimmer wiedersehen, nicht hüben, nicht drüben!

Nimmer — und es ist gut so! Wer den Gedanken der Unsterblichkeit tröstlich findet, gleicht dem

Kinde, welches sich an dem blanken Dolche erfreut, weil er sein Bild zurückstrahlt. Aber die glänzende Klinge ist deshalb doch kein harmloser Spiegel, sondern eine verwundende Waffe — die Unsterblichkeit der Seele wäre die Unsterblichkeit des Schmerzes. . .

Ich weiß wohl, was Triftiges sich dagegen sagen ließe. Nicht etwa der flache Gemeinplatz, daß die Unsterblichkeit der Seele auch die Unsterblichkeit der Wonnen wäre. Denn es gibt keine glücklichen Menschen — der Eine empfindet den Schmerz der Creatur allorts und allimmer, wie eine graue Wolkendecke, die über der Erde hängt; der Andere empfindet ihn nur dann, wenn aus diesen Wolken der Blitz auf sein eigenes Haupt niederfährt — das ist aber auch der einzige Unterschied zwischen dem Feinfühligen und dem Rohen; empfinden muß ihn Jeder. Aber man könnte mir einwenden, daß es Schmerzen gibt, an welche man in der Folge mit Stolz zurückdenkt, die man, wenn sie durchlitten, aller Welt als Schmuck zeigen darf, wie etwa der Invalide die Kugel, die ihn getroffen, in goldener Fassung an seine Uhrkette hängt. Und ferner könnte man mir sagen, daß es auch hehre,

heilige Schmerzen giebt, welche wir freilich im tiefsten Herzen bergen, die sich jedoch allmälig klären und verklären und endlich sogar sanftes Licht ausstrahlen, wie die Wolke, die den Tag über grau und düster am westlichen Himmel gestanden, mit sinkender Sonne rosig zu strahlen beginnt und tröstlich fortleuchtet in die Dämmerung hinein. Ja! es gibt stolzes und heiliges Menschenleid, aber so düster ist diese Erde, das selbst solches Leid spärlich gesät ist — die meisten Schmerzen sind widrig und gemein, sind häßlich und, was das Schlimmste, oft auch lächerlich. Von solcher Art ist dein Weh' gewesen, mein armer Hans, und darum ist es gut, daß du es nicht mehr nachfühlst, und darum war es vielleicht sogar gut, daß du dir selbst die Zeit abgekürzt, wo du es nachfühlen mußtest. . .

Vielleicht! Denn nur ein allgerechter Gott könnte über den Selbstmord richten, und unter den Menschen wagen es nur engherzige Thoren. Wir sind ja allesammt so furchtbar einsam und wissen allesammt so wenig von einander — wie könnte da der Eine sich's herausnehmen, dem Andern die letzte Rechnung nachzuzählen und seinen Befund darunter zu schreiben? Ich will nicht entscheiden,

ob du recht gethan, Hans, ich will nur erzählen, wie dich das Leben gestaltet und dann zernichtet.

... Wer noch vor Kurzem in der Dämmerstunde die Währingerstraße zu Wien hinabschritt, dem fiel zur Rechten aus dem Erdgeschosse eines alten Hauses heller Lichtglanz in's Auge, und er vernahm laute Tanzmusik, dazwischen heiseren Gesang und Gläsergeklirre — „Walhalla" stand in Flammenschrift über der Thür und aus den Fenstern guckten arme, freche Walküren mit heißen oder müden Augen auf die abendliche Straße. Es war ein Haus, wo der Fusel der Freude ausgeschänkt wurde, und wer da vorbeiging, mochte traurig werden bei dem Gedanken, wie viele Tausende von Menschen dahinsterben, die nur solchen Fusel verkostet und nie den klar goldigen Wein der Freude. Oder er mochte mitleidig darüber lächeln, in welcher sonderbaren Art die armen todten, ohnmächtigen Götter unsterblich bleiben unter den Menschen — „Walhalla," „Olymp," „Elysium," wer weiß, welche neue Namen für solche Vergnügungslocale noch nach zweitausend Jahren hinzutreten werden? ... Aber wer vor etwa zehn Jahren Student zu Wien gewesen und nicht so entartet, sich des Kneipens zu

enthalten, der hatte, wenn ihn sein Weg später an der „Walhalla" vorbeiführte, eine besondere Empfindung, die ihm Niemand neiden wird: der sah eine Stätte seiner Jünglingsjahre, um welche ihm die Erinnerung leuchtende Schimmer gewoben, mit Unrath besudelt. Denn in derselben Halle, wo unsaubere Lippen die jüngsten, frechsten Gassenhauer krächzten, da sind einst die schönen kräftigen Lieder erklungen, welche Karl Follen, Arndt und Schenkendorf deutscher Jugend gedichtet — hier war einst die besuchteste Studenten-Kneipe des Wiener „Lateinischen Viertels", der Alservorstadt . . .

Das Gemüth hat doch wohl ein besser Gedächtniß, als der Verstand: mein Romanum aus jener Zeit habe ich so ziemlich vergessen, selbst die berühmte Novella CXVIII geht nur zuweilen noch, wie ein schrecklicher Alp, durch meine Träume, aber wie's in jener Kneipe aussah und herging, das weiß ich noch, als wäre ich heute dort gewesen. Wer von der Straße eintrat, hatte zuerst die „Schwemme" zu durchschreiten, einen dunklen, behaglichen Raum, dem es nie an stillen und lauten Zechern fehlte. Die Lauten waren einige Fiaker, welche hier den Staub der Straße hinabschwemmten und, wie die

Zahl der Gläser bewies, leider insgesammt vom Schicksal verdammt waren, immer nur die staubigsten Straßen Wiens durchfahren zu müssen; die Stillen aber einige Kleinbürger aus der Nachbarschaft, feuchte und nachdenkliche Männer, welche hier vom frühen Morgen bis zum späten Abend in stillen Seufzern den Niedergang des Kleingewerbes beklagten und sich mit sanfter Ergebung dem Armenspittel näher tranken. Zwischen den Tischen aber wandelte des Vormittags eine mächtige, lieblich geröthete Nase hin und her, und des Nachmittags leuchtete sie dunkelroth hinter dem Schänktisch, bis sie sich mit dem sinkenden Abend immer tiefer neigte und endlich am Estrich lag. Das war der alte Herr Andreas, unser freundlicher Wirth, den thörichte, engherzige Menschen einen Gewohnheitstrinker nannten, obwohl er nur ein Held und Märtyrer seiner Geschäftsehre war. Denn was ihm so oft das Glas an den Mund führte, war seine feste Ueberzeugung, daß nur dort das Bier gut sei, wo man täglich mehreremale ein frisches Fäßlein auflegen könne, und nach dieser Ueberzeugung handelt er, still, rastlos und muthig. Uebrigens ist es immerhin möglich, daß er zu ehrgeizig war, denn

ich wenigstens habe den alten Herrn niemals nüchtern gesehen. Das Hauswesen nahm deshalb doch seinen stillen, geordneten Gang; dafür sorgten Schwester, Tochter und Gattin des eifrigen Greises.

An die „Schwemme“ schlossen sich zwei kleine, lichte Stuben, in welchen einladend weiß gedeckte Tische standen, aber diesem Winke ist meines Wissens nie ein Mensch gefolgt. Nur zwei lebende Wesen hab' ich all die langen Monde in den freundlichen Räumen hausen sehen: die alte graue Hauskatze und die junge blonde Haustochter, die Nanni, die hier im guten Lichte über einer Weißnäherei gebückt saß oder auch mit gerötheten Wangen über einem Wiener Volksroman. Die Gäste aber, die zahlreichen und allezeit getreuen Stammgäste, waren anderswo zu finden: in der mächtigen, gewölbten, breit und weit gestreckten Halle, welche das ganze Erdgeschoß des rechten Hofflügels füllte. Nur im Hochsommer war der riesige Raum der Kühle wegen behaglich; sonst lag darin wie festgeballt eine kalte, dumpfe, schwere Luft, die Fenster gaben spärliches Licht, und an den rissigen, grauen Tapeten saß grünlicher Anflug. Und doch waren wir wohl an die Hundert, die sich hier pünktlich zusammenfanden.

Leute mit bunten Mützen oder spießbürgerlichen Cylindern, mit goldgestickten Cerevis oder fadenscheinigen Hüten, Studenten aller Facultäten. Denn das Bier war gut, das Essen billig, und das Wichtigste: hier waren immer gute Gesellen zu finden, von der zehnten Morgenstunde an, wo die Fleißigsten zum Frühschoppen anrückten, bis in die tiefe Nacht hinein, wo noch die „Edleren" zusammenrückten und eine „würdige Tafelrunde" bildeten, „nachdem sich der Schwarm verlaufen hat."

Die fröhlichen Lieder, die guten Gesellen! Wenn ich ihrer gedenke, dann scheint mir jener düstere Raum der schönste, in dem ich je geweilt, und mich reut jedes Wort, welches ich zu seinem Tadel gesprochen. Nein, es war eine frischkräftige Luft, in der wir dort gesungen, gestritten und gekneipt, und licht war's um uns, so licht, wie später nirgendwo im Leben! Die guten Gesellen! Mir ist's, als träte ich wieder, wie einst, in die Halle und spähte nach dem Tische, um den ich sie versammelt weiß — er ist der vierte Tisch rechts von der Thür und er steht in einer halbdunklen Nische; aber heute sehe ich mir die liebvertrauten Züge deutlich entgegen-

leuchten, so deutlich, als begegnete ich ihnen im klarsten Sonnenlichte.

Da sitzt der dicke blondlockige Eduard mit dem großen Durste und dem tiefen Gemüthe, welcher damals Geschichtsschreiber werden wollte und heute in der That neueste Geschichte schreibt, in einer alten Ostseestadt und für ein altes Blatt; der schwarze Max, der schon damals viel auf seine Kleidung hielt und heute der eleganteste Frauenarzt dieser Erde ist; der wilde Georg, der sich fast allnächtlich so große Verdienste um die Glasermeister und Schildermaler der Residenz erwarb und heute in einem Winkel Böhmens still und sanft den Cornelius Nepos interpretirt; der braune, trotzige Fritz, der nach Texas gegangen und dort verdorben und gestorben ist; der kleine Wilhelm mit dem Knabengesichte, der doch so männlich und energisch war und heute diese Energie dazu braucht, um als Bezirksrichter den wilden Huzulen im Karpathenwalde Respect vor der k. k. Themis beizubringen — und endlich du, geliebtester von Allen, mein lieber, treuer, unglücklicher Hans! Ich sehe dein schönes, ruhiges, vornehmes Antlitz, in welchem der Mund so selten lacht, seltener als die klaren, blauen Augen;

ich höre den tiefen, leise vibrirenden Ton deiner Stimme. . . Aber wie ich so starr vor mich hinblicke, das Bild der Erinnerung festzuhalten, da ändern sich deine Züge: die Augen sind geschlossen, das Antlitz fahl, und wie festgemeißelt liegt darauf ein entsetzlicher Ausdruck: tiefer Ekel, furchtbare Müdigkeit. So habe ich dich gesehen, ehe wir den Sarg schlossen und dich hinausgeleiteten, ein Häuflein Gefährten, ohne Priester und Gebet. . .

Hans v. M. war der letzte Sprosse eines alten deutsch-böhmischen Geschlechtes, welches einst reich begütert gewesen, dann langsam hinabgeglitten und schließlich von all seinen Burgen nur noch jene besaß, die weder verkauft noch verpfändet werden konnte: das weiße Mauerwerk im blauen Schilde, welches ihm Karl IV. als Wappen verliehen. Mit wehmüthigem Lächeln wußte uns der junge Mann von den Resultaten einer Ferienreise zu erzählen, welche er darauf gewendet, in den Adels- und Stadtarchiven Böhmens Spuren seines Geschlechtes aufzusuchen. Nicht fruchtlos! — hier hatte er einen Tauschvertrag gefunden, wonach ein Ahn für ein Fäßchen Tokaier eine Mühle hingegeben, dort die Quittung, daß ein anderer seine Spielschuld durch

ein halbes Dorf eingelöst — und was solcher ruhmvoller Thaten mehr waren. „Es war ein großer Durst in meinen Ahnen," pflegte er zu sagen, „auch in meinem Vater, nur daß dieser freilich nicht nach Meth und Tokaier dürstete." Wenn er von seinem Vater sprach, dann zitterte seine Stimme, und aus den Worten voll rührender Liebe, die sich, wie jedes echte Gefühl, nur selten, halb verhüllt und wie verschämt äußerte, trat uns eine Gestalt entgegen, wie sie so fleckenlos und edel wohl nur selten über die Erde gegangen. Friedrich v. M. war ein unglücklicher Mensch gewesen, ein gehetztes Wild vor dem Jäger Noth, hiflos aller Unbill des Schicksals und, was noch tausendmal schlimmer, aller Unbill der Menschen hingegeben — aber sein Herz war dennoch gut geblieben und sein Sinn hochstrebend. Das klingt nicht stolz und gehört doch zu dem Höchsten, was von einem Menschen ausgesagt werden kann. Denn das Unglück ist der schlimmste Herzverderber, und wer eine schwere Last auf dem Nacken trägt, ist selten stark genug, den Blick dennoch zu den Sternen zu heben und nicht, wie die grausame Last es will, zum Schlamm sinken zu lassen.

Friedrich v. M. war so stark; durch die Wüste ging sein Pfad, aber er bepflanzte ihn mit Rosen und labte sich an ihrem Duft, obwohl die Klugen dieser Erde sein Gärtlein verhöhnten und für eitel Unkraut hielten. Von der Ahnen Art war nichts auf ihn gekommen, weder ihr Durst noch ihr Leichtsinn, nicht einmal die reckenhafte Gestalt. Ein blasser, verschüchterter Knabe, war er in dem verfallenden Schloß an der Eger aufgewachsen, das Wissen war sein einziger Trieb, seine einzige Freude, und der rohe, gutmüthige Vater respectirte dies, er schaffte ihm gute Lehrer und Bücher. Noch konnte es der alte Rittmeister aufbringen, denn er hatte nach seiner Heimkehr aus dem Franzosenkriege mit seinem Besitze gethan, wie man mit einer ausgetrunkenen Flasche thut: man stellt sie auf ihren Hals, und siehe, aus dem anscheinend geleerten Gefäße fließt noch eine ganze Menge Tropfen hurtig hinter einander, als sollt' es kein Ende nehmen. Aber das Ende kommt jäh: ein unheimliches Gluckſen, ein letzter Tropfen, und die Flasche ist nun wirklich leer, ganz leer.

Als dieser unheimliche Ton durch das Schloß seiner Väter ging, weilte der Jüngling, wie bereits

seit mehreren Jahren, auf der Berliner Hochschule, tief vergraben in das Studium altdeutscher Sprache und Dichtung. Eilends kehrte er heim, den Vater traf er todt, die spärlichen Reste des Besitzes in fremden Händen. Betäubt, fühllos vor Uebermaß des Fühlens, verbrachte er die nächsten Wochen, wie der Wanderer, vor dessen Fuße der Blitz eingeschlagen, versteinert dasteht. Und als nun allmälig seinem geistigen Aug' die Sehkraft wieder kam — wie weh' ward ihm! Sein Studirzimmer war ihm die friedliche Insel gewesen, in welche nur halbverweht das Geräusch des Lebens gedrungen, wie sanft bewegter, harmonischer Wellenschlag; nun war die Insel versunken, und die erzürnten Wogen trieben mit dem Hilflosen ihr Spiel. Nicht um Brot zu gewinnen hatte er das Feld des Wissens durchpflügt, nicht regelrecht, wie ein Berufsmensch, die Furchen gezogen — nun mußte er gleichwohl zu erwerben suchen, nicht blos des eigenen Unterhaltes willen, sondern um die Schulden zu tilgen, die der Vater hinterlassen. Nicht das Gesetz, nur sein eigen Herz legte ihm diese Verpflichtung auf, und eben darum war sie ihm heilig. Und so ergriff der weiche, verwöhnte, weltfremde Jüngling einen

Beruf, der so viele innere Würde fordert und dabei verzichtet auf jegliche äußere, er ward Hauslehrer, zuerst bei einem reichen Hopfenhändler der Saazer Gegend, dann bei einem Braumeister an der Elbe, einem Gastwirthe in Teplitz — der Aermste kam aus dem Bierdunste gar nicht heraus und, was noch schlimmer, aus dem Dunste hoffärtiger Gemeinheit. Das Martyrium dieses Standes ist noch nie von einem großen Dichter wahr und erschöpfend dargestellt worden, der Erzieher im Romane ist entweder der Liebhaber der Haustochter oder ein komisch ungelenker Kauz — wollte sich einmal ein echter Poet gütigen Herzens zu diesem armen Taglöhner des Geistes neigen, von welchen Leiden könnte er erzählen, von welcher Kraft des Entsagens, aber dabei auch von welchen schönen, stillen Freuden!

Friedrich v. M. war dreißig Jahre lang Hauslehrer; hundertfach von Undank oder Rohheit verwundet, von keiner Hoffnung gelabt, übte er Tag um Tag seine harte Pflicht, stets gleich freudvoll, weil sein Herz unergründlich gut war, und weil er's der Noth abtrotzte, einige Stunden täglich jenen Studien zu leben, denen seine Jugend geweiht war. Dies war kein Glück für die Wissenschaft, wohl

aber für ihn. Heil dem, der sich täglich, eine andere Art Antäus, von der Erde hinweg in eine höhere Region erheben kann und daraus Kraft schöpft zur mühevollen Wanderung auf der Erde!

Erst mit ergrauendem Haare fand der Mann auch ein anderes Glück; er war zuletzt Erzieher im Hause eines reichen, kurz vorher geadelten Mannes in einer größeren deutschböhmischen Stadt gewesen, und neben ihm seufzte und erzog ein blasses, alterndes Mädchen. Die Einsamen fanden sich. Die Liebe ward ihnen nicht zum schäumenden Göttertrank, wie sie es der Jugend ist, aber doch zum klaren, frischen Quell, aus dem sie Hoffnung tranken und den Muth, auch einmal um ihretwillen zu leben, nicht blos für Andere. So gründeten sie in jener Stadt ihr eigen Heim; er gab seine Sprachstunden weiter, sie ihre Clavier-Lectionen; aber die Noth kam nicht über ihre Schwelle und das Glücksgefühl nicht aus ihren Herzen.

Dieser Eltern Sohn war unser Hans und ihre Eigenart der Schlüssel zu der seinen. In dem engen Hauswesen der Provinzstadt, wo so wenig Geld zu finden gewesen und so viele ideale Weltanschauung, war er geworden, wie er uns entgegentrat, rein,

gut und hochstrebend. Ein Original wurde er häufig genannt, wohl nur deshalb, weil er bereits als Jüngling, was sich naturgemäß so selten findet, ein festgefügter Charakter war, und anders gefügt, als es die Meisten später werden. Fleißige, ernste Jünger der Wissenschaft gibt es überall, darum auch in Wien, wenn auch hier vielleicht seltener, als an kleineren Hochschulen; aber die Einen werden durch die Nothwendigkeit gespornt, die Anderen durch den Ehrgeiz; selbstlos, um des Wissens willen, hat unter denen, die ich gekannt, nur er gestrebt.

Gleich seinem Vater hatte er sich germanistischen Studien ergeben, gleich diesem mit größter Ausdauer und mit besonderer Vorliebe für wenig begangene Seitenpfade, aber auch gleich ihm nicht in der Hoffnung, durch das mühsam Erworbene einstens glanzvoll dazustehen vor den Menschen. Ueber das bescheidene Amt eines Gymnasial-Lehrers gingen seine Hoffnungen nicht hinaus, und auch dies Ziel hielt er nur deshalb fest, weil ihm des Vaters Geschick warnend vor Augen stand. Wer ihm näher trat, konnte nur ein einziges Nebenmotiv gelten lassen, um sich die Ausdauer zu erklären, mit der er seine guten, doch keineswegs außerordentlichen

Gaben der erwählten Wissenschaft zuwendete — das flammende Nationalgefühl, welches ihn spornte, dem Dichten und Denken seines Volkes in entlegener Vorzeit nachzuspüren. . . . Und ferner: brave und sittenreiche Jünglinge gibt es überall, gab es auch in unserem Kreise, aber es war keiner darunter, der so glühend, wie er, jede Frivolität und Pflichtvergessenheit haßte, dem jede Zote so gründlich ekel war, der sich mitten in der leichtlebigen Großstadt so rührenden Respect vor dem Weibe bewahrt. Es ist schwer, einen Charakter durch Vorführung seiner einzelnen Elemente glaubhaft und lebensvoll hinzustellen; wer das Gesagte zusammenfaßt, wird vielleicht an blanken Marmor denken, an eine kalte, klare Idealgestalt, ein Anderer gar nur an einen pedantischen Stubenhocker und Sittenprediger. Von Beiden hatte unser Hans keinen Zug, weil er ein schlichtbescheidener, warmherziger Mensch war, weil eine harmlose Gutmüthigkeit den strengen Adel seines Wesens menschlich und selbst dem Sünder erträglich machte. All meine Tage bin ich keinem Menschen wieder begegnet, dessen Vorzüge Andere so wenig drückten.

So war er Jedem zur Freude, Keinem zum

Verdruß, und unter den Vielen, mit denen ich später über ihn und sein Ende gesprochen, ist kaum Einer gewesen, der nicht gesagt hätte: „Er ist mir eine Lichtgestalt meiner Jugend, und sein häßlicher Tod ist mir noch heute unfaßlich!“ Häßlich? Vielleicht! Aber unfaßlich? Wenige Thaten auf Erden lassen sich so leicht verstehen, wie jener Schuß in ein edles, von einem furchtbaren und doch zugleich lächerlichen Schmerze durchwühltes Herz. . .

. . . Mit Freuden ist noch Niemand von dieser schönen Stadt geschieden, und wer je Student in Wien gewesen, denkt sein ganzes Leben wehmüthig an diese hohe Schule anmuthiger Heiterkeit zurück. Aber die ersten Wochen nach der Ankunft sind Keinem angenehm. Da steht der arme Junge aus der stillen Provinz verschüchtert mitten im tollen Treiben der Weltstadt, und sein junges Herz weiß kaum, wie es sich vor Bangen und Staunen fassen soll. Die himmelhohen Häuser, das Dröhnen und Tosen der Wagen, das Hasten der Menschen, die — theuren Preise bedrücken das Gemüth, und der verschüchterte Jüngling ist froh, wenn ihn sein Weg an einem Garten vorbeiführt; die Bäume mindestens sehen nicht anders aus, als drüben im kleinen stillen Neste,

in dem er flügge geworden. Wohl hat er sicherlich viele Schicksalsgenossen — aber wie sollt' er sie erkennen? Bunte Kappen tragen die Wenigsten, und an die traut er sich gar nicht heran, denn erstens sehen sie so herausfordernd d'rein, und zweitens hat ihm sicherlich irgend ein Onkel schauerliche Geschichten von den „Couleurs" erzählt. Was aber die ungeheure Mehrzahl, die „Finken" betrifft, so sind sie eben gleich ihm versprengte Tropfen in diesem Menschenmeere. Erst in den Collegien knüpfen sich die ersten Bekanntschaften, aber bis dahin — lächelt nur, die ersten Wochen sind bitter. Ich spreche aus Erfahrung, das bängliche Gefühl jener ersten Octobertage ist mir unvergeßlich, und es milderte sich nicht, als ich nach acht Tagen die erste Bekanntschaft eines Collegen machte.

Das war freilich ein seltsamer Commilito, dieser Herr Severin B. Ich lernte ihn im Stadtparke kennen, der damals noch von Natur war, was er heute durch weise Gärtnerkunst wieder geworden ist: schattenlos nämlich. Aber gerade in jenen Tagen konnte man das leicht vertragen; es war ein kühler Herbst, und die Sonne ließ nur zuweilen ihre Strahlen auf die entlaubten Bäume und auf die

zärtlichen Paare fallen, die auf den Bänken beisammensaßen. Die glücklichen Liebesleute hatten keine Wärme nöthig, manchen wäre sogar eine künstliche Abkühlung heilsam gewesen, mich aber fror es, auch im Innern. Und während ich so betrübt dasaß, strich besagter Severin an mir vorbei, blickte mich prüfend an und setzte sich zu mir. „Sie sind auch Student?“ fragte er. „Auch!“ Es klang mir wie Gesang der Cherubim! Binnen zehn Minuten wußte er von mir, was sich irgend über mich berichten ließ, und ich von ihm, daß er Jurist im letzten Jahrgange und aus Böhmen gebürtig sei. Dieses Letztere hätte ich mir nach dem Dialekte selbst sagen können, aber die Würde eines akademischen Bürgers war dem gefälligen Menschen wahrhaftig nicht anzumerken. Denn nicht der sanctus spiritus der Wissenschaft hatte seinen Stempel auf die Züge gedrückt, sondern ganz gemeiner Sprit.

Sah etwas bedenklich aus, der Herr College, ein wenig verlumpt und verkommen. War aber gleichwohl ein College, kein Zweifel! denn er wußte alle Professoren der juridischen Facultät zu nennen, von Arndts und Pachmann bis zum jüngsten Do-

centen herab, und fügte jedem Namen eine Kritik bei, die von imponirender Unabhängigkeit des Urtheils zeugte. Ich athmete erleichtert auf, als er damit fertig war und menschlicher wurde, so menschlich, daß er mich zum „Marokkaner" begleitete. Dort aßen wir vergnügt zu Abend, und weil der Vater ihm das Montaggeld noch nicht geschickt hatte, so zahlte ich für uns Beide. „Wissen Sie," erklärte er mir, „mein Alter ist so vergeßlich!"

Das ging so einige Tage fort, ohne daß sich der „Alte" erinnert hätte. Mein Beutelchen wurde immer schwindsüchtiger und mein Herz immer ahnungsvoller, denn obgleich es sehr vergnüglich war, mit einem so kundigen Führer allabendlich ein anderes Bier zu verkosten, so stiegen mir doch bezüglich der sonstigen Qualitäten dieses fidelen Menschen stille Bedenken auf. Und an einem Abend „beim goldenen Engel" wurden diese Bedenken zur Gewißheit.

Es war dies eine alte, gemüthliche Bierstube auf der Landstraße, die längst sammt dem Hause, das sie beherbergt, vom Erdboden verschwunden. Heute öffnet sich dort die Seidl-Gasse. Es ließ sich dort gut sitzen in den lauschigen Nischen, und

wer nicht übermäßig schrie, wurde von den Nachbarn in der nächsten nicht gehört. Nun war aber der gute Severin an jenem Abend zu geräuschvollen Mittheilungen aufgelegt: er schimpfte mit Stentorstimme auf die gesammte Menschheit und die Vergeßlichkeit seines „Alten“ insbesondere.

Da — plötzlich — verstummte er, wurde bleich und erhob sich respectvoll. Ich faßte es nicht, denn vor uns stand ja nur ein junger Mensch, offenbar ein Student, wie wir. Seine blauen Augen blitzten in zorniger Gluth, aber er hob die Stimme nicht, als er sagte:

„Severin! Du bist und bleibst ein unverbesserlicher Lump. Die Lection, die ich Dir im vorigen Semester abgetreten, hast Du nicht gegeben, warst auch gar nicht inscribirt!“

„Hans,“ stammelte mein Begleiter, „verzeih'!“

„Wir Beide sind fertig mit einander! Aber ich kann nicht ruhig zusehen, wie Du Jemanden beschwindelst. Du bist kein Student mehr, Du hast von Niemand Geld zu hoffen, also trolle Dich!“

„Das ist mein Freund!“ sagte Severin trotzig.

„Das ist ein Grüner, an den Du Dich gehängt, um ihm die Taschen zu leeren!" —

Wie mir bei diesem Zwiegespräch zu Muthe war, läßt sich unschwer vermuthen; zu einer Aeußerung kam ich erst, als Severin wirklich gegangen war und der Andere freundlich sagte:

„Verzeihen sie die Störung. Aber es ist so, wie ich vermuthet?"

„Ja!" sagte ich kleinlaut. Meine Miene mochte wohl große Verlegenheit und Betrübniß offenbaren. Denn der Student lächelte abermals so recht gütig und theilnahmsvoll, holte sich sein Glas vom nächsten Tische und setzte sich zu mir.

„Hans v. M.," stellte er sich vor. „Ich bin Student der Philologie. Sie erlauben mir wohl, Ihnen eine Weile Gesellschaft zu leisten. Es ist ja gewissermaßen meine Pflicht, Ihnen die verlorene Gesellschaft zu ersetzen und eine bessere Meinung von Ihren Commilitonen beizubringen." Dann erkundigte er sich um meine Studien, erzählte mir von jenem Severin, der trotz großer Begabung schon damals auf schlimmen Wegen war und, neben bei bemerkt, später auf die abscheulichsten gerathen ist, die ein Mensch gehen kann, und orientirte mich

über die studentischen Verhältnisse der großen Stadt. So hob sich meine gedrückte Stimmung bald, und ich thaute auf.

Das war mein erster fröhlicher Abend in Wien und der erste, den ich mit Hans verbracht. . .

Es sind ihm noch viele gefolgt, sehr viele, aber ich will nicht des Breiteren davon erzählen. Denn was mir jene Stunden unvergeßlich macht, da ich unter Guten und Glücklichen gut und glücklich war, da mir jedes Menschen Pfad als eine schön gebahnte, nicht zu verfehlende, von der Sonne des Ruhms beglänzte Straße zum Höchsten schien, und nicht als das, was diese Wanderung in Wahrheit ist: ein mühseliges Emporklimmen im Zwielicht und an schauerlichen Abgründen vorüber — was mir jene Stunden bedeutsam macht, gilt nicht für Andere: es ist jene heiße, wehmüthige Liebe, mit der Jeder von uns die eigene Jugend liebt — und nicht um meinetwillen schreibe ich diese Blätter. . . Freilich wäre noch Anderes von den Kneipgesprächen dieser Zeit zu berichten: sie waren kräftiger, tiefer und erregter als jene, die unsere nächsten Vorgänger und Nachfolger geführt. Wer in den Jahren zwischen Königgrätz und Sedan an deutsch-öster-

reichische Hochschulen gekommen, hat da eine sonderbare, fast berauschende Luft eingesogen: sie hat aus manches Jünglings Hirn die trüben Nebel des Kosmopolitismus hinweggefegt und ihn auf jenen Platz gestellt, den jeder rechte Mann nie verlassen soll: als treuer Kämpfer für sein Volk. . . . Wir wußten, in welcher großen Zeit wir lebten, und das gab unserem Denken größere Tiefe, unserem Fühlen größere Wärme, als sie vielleicht zu anderer Zeit zu finden gewesen; es war ein guter Geist, der in jener düsteren Halle der Währingerstraße regierte.

Dort fanden wir uns, wie erwähnt, des Abends zusammen, obwohl Mancher auf den Hin- und Rückgang eine gute Stunde wenden mußte, darunter ich, der ich mich in einem Stübchen der Gärtnergasse eingemiethet. Er fiel mir oft hart, dieser Weg durch die Winternacht, von den Weißgärbern gegen Lichtenthal und wieder zurück, aber gleichwohl fiel mir nie bei, anderswo einzukehren. Denn gutes Bier und lustige Gesellen waren wohl auch in anderen Kneipen zu finden — aber unser Hans nur eben in jener Halle. Denn es ging auch mir mit ihm, wie allen Anderen; wer ihm näher

getreten, liebte ihn und empfand es als einen Stolz, zu seinen Freunden gerechnet zu werden. Wie sich dies erklärt, habe ich bereits angedeutet, so weit es sich eben erklären läßt; ein Ueberschuß des Räthselhaften bleibt immer übrig, wo ein Einzelner auf seine Umgebung nur durch seine Persönlichkeit stärkste Wirkung übt. Aber wie dem auch gewesen: wir liebten ihn und achteten ihn, und sein Wort galt uns als Evangelium, mit einziger Ausnahme dessen, was er über die Liebe sagte und dachte. Wir hörten es ruhig an, was er gelegentlich an puritanischen Sprüchen darüber vorbrachte, bekehrten ihn nicht und ließen uns nicht von ihm bekehren.

Man darf aber hiebei an nichts Böses denken oder doch zum mindesten an nichts Schmutziges. Denn in Einem ist Wien einzig: in der Art, wie hier das junge Herz seine Maienblüthe erlebt, in der Art und Form der Liebe; einzig freilich nur vor anderen deutschen Städten. Denn wie Liebe in Wiens lateinischem Viertel wird und wächst, lacht und weint, welkt und stirbt, das erinnert lebhaft an den Brauch des „Quartier latin“ drüben an der Seine. Auch Wien hat seine „Grisetten“; die verwandte geistige Atmosphäre hat eine ähnliche

Frucht gezeitigt, eine ähnliche, nicht die gleiche. Nini und Fifine sind doch ganz andere Mädchen, als die Kathi und die Mali. Besonders ersetzt sich hier die milde Grazie durch einen andern Zauber: die Gemüthlichkeit, wohl auch zuweilen durch einen edleren, ein tiefes Gemüth. Die Hauptzüge aber sind dieselben: um ein bischen Liebe schenkt sich die Kleine hin, aber sogar nicht um ein großes Stück Geld; sie ist überaus genügsam; ein Band für's Haar, ein Ausflug in's Grüne, ein durchtanzter Abend macht sie für Wochen hinaus selig, und endlich: hier wie in Paris wird nichts tragisch genommen, gar nichts, weder wenn dem Pärchen das Geld, noch sogar wenn ihm die — Liebe ausgeht. Leicht knüpft sich das Band, auf der Straße, bei einem Tanzkränzchen, durch die Nachbarschaft oder in sonniger Stunde auf irgend einem Pfade des Wienerwaldes, und sie lieben und küssen und machen einander so selig, als sie's vermögen, und wenn die Trennung dazwischentritt oder ein Erkalten der Gluthen — nun, dann geht's wohl nicht ohne Thränen ab, aber sicherlich ohne tiefstes Herzeleid, ohne Reue und Vorwurf. . . Werthe Herren und gestrenge Damen! Ich weiß nicht, was ihr dabei

denkt und in welche strenge Falten ihr eure Gesichter legt, aber so haben wir's gehalten, und ich denke, wir haben alle mit einander keinen sittlichen Schaden dabei genommen. . .

Unser Freund hielt es anders, und nicht blos seines gesetzten, im Ganzen wortkargen Wesens wegen, sondern auch im Hinblicke auf diese einsame Lebensführung hieß er uns der „stille Hans". Wir respectirten dies gegenseitig; er predigte uns keine strenge Moral und wir ihm keinen holden Leichtsinn. Wohl aber war es natürlich, daß wir darüber grübelten, aus welchen Gründen der hübsche, starke Jüngling dahinlebte, wie ein Mönch. „Er hat eine heimliche Beziehung," meinten die Einen, „und ist nur eben nicht so offenherzig wie wir." — „Er trägt eine reine, heiße Liebe im Herzen," vermutheten die Anderen, „und darum scheint es ihm Sünde, ein loses Band zu knüpfen." Das Letztere schien wahrscheinlicher, denn er war auch sonst nicht danach geartet, seine Empfindungen in kleiner Münze auszugeben. Und es kam die Stunde, wo mindestens ich dies klar erkennen sollte. . .

Es war dies an einem heißen Julitage, dem

letzten, den ich in Wien verbringen durfte. Mein zweites Semester war zu Ende, ich mußte heim und schied mit der Gewißheit, daß ich meine Studien an einer andern Hochschule würde fortsetzen müssen. Um vieler Ursachen willen fiel mir der Abschied schwer, und nicht die geringste darunter war eine kleine, rundliche Ursache, die blonde Zöpfe trug; aber am schwersten fiel es mir doch, von meinem Hans zu lassen. Darum hatte ich mit ihm verabredet, den letzten Tag gemeinsam zu verbringen, und wir wanderten schon in der Morgenfrühe in den Prater.

Wir sprachen wenig, und auch unter den Bäumen war es recht still und wurde immer stiller, je weiter wir von den gebahnten Wegen ab dem Donau-Ufer zustrebten. Da ließen wir uns nieder und — schwiegen fort. Es war eine lauschige Stelle; hoch und dicht stand das Laubwerk zu unseren Häupten, kein Sonnenstrahl stahl sich in diese grün-goldige Dämmerung, aber fern auf dem Spiegel des Stromes, der zwischen den Stämmen zu uns hinüberlugte, spielten seine blendenden Lichter. . .

An dieser Stelle nun, und ohne daß eine Anspielung, eine Frage vorangegangen, trat ihm plötz-

lich sein Geheimniß über die Lippen, nicht in leiser, verschämter Andeutung, sondern so stark und klar, wie sein Empfinden selbst. Mich rührte diese jähe Enthüllung auf's Tiefste; ich fühlte, in welchem Sinne sie gemeint war; die Anderen hatten mir zum Abschied ihr Bild gegeben oder einen bemalten Pfeifenkopf; dieser treue Mensch schenkte mir das Beste, was er zu gewähren hatte: den Einblick in sein Herz.

Ich lauschte theilnahmsvoll; aber so jung und weltfremd ich damals war, rechte Freude konnte ich an dem, was er mir erzählte, nicht haben.

Er liebte ein junges schönes Mädchen seiner Heimath, eine Enkelin des Mannes, in dessen Hause einst Friedrich v. M. seine Lebensgefährtin gefunden, die Tochter seines ältesten Schülers. Hans kannte sie seit seiner Kinderzeit, und fast ebenso lange war sie ihm theuer. Das war Alles, denn wie er von ihr erzählte, den Ton, den Blick, den Ausdruck seiner Züge kann ich doch nicht wiedergeben. Wie klang das anders, als jene Geständnisse, die ich bisher vernommen oder selbst von mir gegeben — zum erstenmale erkannte ich es, beschämt und

ahnungsvoll durchschauert, daß es doch ein ander und groß Ding sein müsse um eine echte Liebe.

„Ist sie so schön?“ fragte ich verwirrt.

Er zog ein Bild hervor und hielt es mir vor die Augen, in Aquarell gemalt, offenbar von keiner sonderlich geschulten Hand, aber die herrliche Natur blickte sieghaft durch den trüben Schleier, den diese Künstlerei darum gewoben. Mir war's, als ob ich all meiner Tage kein schöneres, stolzeres Mädchenantlitz gesehen — „wie eine Königin!“ rief ich unwillkürlich. In der That hatte der Ausdruck dieser Züge etwas Gebietendes, die großen braunen Augen blickten fast herrisch, und die schweren Flechten des dunklen Haares legten sich wie ein Diadem um die freie Stirne.

„Sie ist wohl sehr stolz?“ fragte ich.

„Sie ist, wie man sie erzogen,“ erwiderte er, „und wozu sie ihre Schönheit macht. Die einzige Tochter eines hochmüthigen Mannes, unseres „Krösus“, und ohne ebenbürdige Rivalin in der kleinen Stadt — wie hätte sie demüthig werden sollen? Aber — ihr Herz ist gut, ich weiß es!“

„Und liebt sie Dich?“

„Sie weiß um meine Liebe und ist von ihr

gerührt, mehr ist von einem verwöhnten achtzehnjährigen Mädchen nicht zu verlangen!“

„Und ihre Eltern?“

„Die Mutter ist todt. Der Vater aber ahnt meine Verlobung und ist heftig dagegen; was liegt daran?“

„Wie?“

„Was liegt daran?! Ich kann nicht dafür, daß sie reich ist. Ich werde um sie kämpfen, wie eben ein Mann um sein Lebensglück zu kämpfen verpflichtet ist. Bin ich ihrer Liebe sicher, so kann uns keine Gewalt trennen. Denn sie ist tapfer und muthig und wird nach ihrem Willen handeln!“

Das war Alles, was er mir in jener bewegten Stunde sagte, ich mochte nicht weiter fragen. Denn wie die Verhältnisse lagen, konnte ich mir selbst ausmalen. Die stolze, herrische Tochter des Krösus und der Sohn des armen Erziehers, der stille Jüngling, der sich für einen bescheidenen Wirkungskreis ausbildete — es war ein Paar, so ungleich, wie es nur je ein Romandichter zum Entzücken empfindsamer Leserinnen ersonnen. Die Romanhelden siegen immer; aber, fragte ich mich bang, wie wird es diesem stillen, ernsten, ein wenig ungelenken Menschen ergehen?

Wir schieden.

Bald darauf ging auch er in seine Heimath. Als ich im October auf der Durchreise nach Graz einen Tag in Wien verweilte und ihn aufsuchte, war er noch nicht zurück. Einige Wochen später erhielt ich einen Brief von ihm. Ich habe dieses Blatt mit den kleinen, festen lateinischen Zeichen, das einzige, welches ich von seiner Hand besitze, treulich aufbewahrt und setze einige Zeilen hierher: „Denke nur, ich bin ehrgeizig geworden! Du weißt, wie meine Absichten nicht über das Lehramt an einer Mittelschule hinausgegangen, nun will ich Doctor werden, Docent, Professor. Ich habe mich mit der Geliebten verständigt, ich bin es ihr schuldig, ihr den Kampf mit dem Vater nach Kräften zu erleichtern. Auch denke ich, es wird gehen. Professor Tomaschek hat mich sehr ermuntert und meint, es könne mir gar nicht fehlen.“

Es gelang wirklich, so viel an ihm lag. Als ich ihn im nächsten Juli wieder sah, hatte er das Doctorat gemacht und das erste Heft einer gelehrten Schrift publicirt, welche in Fachblättern sehr günstig recensirt wurde.

Seine Augen leuchteten freudig, als er mir

diese Blätter vorwies. „Wie wird mein Vater jubeln!“ sagte er. „Aber ich will mich nicht besser machen, als ich bin, und wenn's eine Sünde ist, so nehme ich sie auf mich! — mehr als um meiner Eltern willen freut mich dieser kleine Erfolg, weil er mich der Geliebten näher bringt!“

„Du hast nun bestimmte Hoffnungen?“

„Mehr als dies: Gewißheit! Malvine liebt mich! Ich denke mir in den nächsten Wochen ihr Jawort zu holen. Du sollst der Erste sein, der die Verlobungs-Anzeige empfängt.“

Aber diese Anzeige traf nicht ein; der Herbst kam und ging, der Winter brach ein, Hans ließ nichts von sich hören. Ich wagte nicht zu fragen, mir ahnte Schlimmes, und mit Recht.

Im Februar 1870 begegnete ich auf dem historisch gewordenen „Dreieck“ vor der Universität zu Graz einem gemeinsamen Freunde, der als Gerichts-Praktikant in jener böhmischen Stadt lebte und nach Graz gekommen war, seine Rigorosen zu machen.

„Der arme Hans!“ sagte er. „Es ist eine alte Geschichte, man könnte sogar keine Novelle mehr daraus machen. Die stolze Malvine hat ihn als Spielzeug benützt, bis sie ein anderes fand, das

ihrem Hochmuthe besser gefiel. Sie denkt an den stillen Gelehrten nicht mehr, sondern an einen Cavallerie-Officier, der sehr laut und daneben Graf ist. Aeltester Reichsadel, Titel „Erlaucht“ — das blendet. Aber eben darum ist es fraglich, ob er die Tochter des geadelten Fabrikanten wird heirathen mögen. Ich meinerseits gönne es dem herzlosen Geschöpf, daß es in Schimpf und Schande sitzen bleibt!“

„Und Hans?“

„Ist unglücklich und sucht seinen Trost in der Arbeit. Im Uebrigen — Du kennst ja dies große Kind! Weil er selbst ohne Falsch ist, glaubt er auch Anderer Falschheit nicht. Er ist noch immer fest überzeugt, daß sich das Mädchen nur scheinbar dem Willeu des Vaters fügt. Nun — er wird unsanft erwachen, aber das wird ihm heilsam sein.“

Etwa zwei Monate waren seit jener Begegnung vergangen, als ich eines Tages ein Schreiben erhielt, dessen Adresse endlich wieder jene kleinen lateinischen Buchstaben aufwies. „Armer Junge!“ dachte ich, „er wird sich das Herz erleichtern wollen.“ Aber wie erstaunt war ich, als mir aus dem Blatte keine eigenhändigen Schriftzeichen entgegensahen, sondern

die lithographirten Zeilen: „Ich beehre mich, Sie zu meiner Trauung mit Fräulein Malvine v. B. einzuladen, welche am 16. April 1870, Nachmittags 4 Uhr, in der römisch-katholischen Pfarrkirche zu S. stattfinden wird. Dr. Hans v. M.“

„Gottlob!“ dachte ich erfreut. „So hat sich denn das „große Kind“ diesmal doch scharfsichtiger erwiesen, als ihr weltklugen Leute!“ Und in dieser Herzensfreude eilte ich heim und schrieb einen langen, langen Glückwunschbrief.

Am 5. September 1870, drei Tage nach Sedan, führte mich eine studentische Angelegenheit wieder nach Wien. Wir Grazer Studenten hatten eine Siegesfeier veranstalten wollen, waren auf Hindernisse gestoßen, und es galt den Versuch, dieselben „höheren Orts“ zu beseitigen. Es gelang nicht; müde und mißgestimmt trat ich mit sinkender Dämmerung den Weg in die Währingerstraße an, um nachzusehen, ob sich vielleicht in der „Halle“ einer der alten Kumpane finden lasse.

Auf der „Freiung,“ mitten im Gedränge, tauchte plötzlich eine wohlbekannte Gestalt vor mir auf.

„Hans!“ rief ich.

Er wendete sich nicht um, zweifelnd suchte ich ihn einzuholen, die Gestalt war dieselbe, aber die Bewegungen ganz anders, das Haupt gebeugt, der Gang müde und schleppend. Ich trat dicht an ihn heran — er war's doch, und seine Züge belebten sich, als er mich erkannte. Ich aber erschrak, als ich ihm in's Antlitz blickte, wie furchtbar hatte er sich verändert! Tiefe Furchen lagen um den Mund, die Augen blickten trüb aus ihren tiefen Höhlen, die Wangen waren hager und fahl.

„Hans!" rief ich, „warst du krank?"

„Sehr krank," erwiderte er; „bin's noch, hoffe aber bald zu genesen!"

„Was ist's denn?"

„Ein Herzleiden!"

„Oh! Du warst doch kerngesund?! Und wie geht es dir sonst? Ist deine Frau mit hier?"

„Nein, daheim!" Er wurde roth und gleich wieder noch fahler als bisher.

„Und du?" fragte er dann. „Was thust du hier?"

Ich sagte es ihm.

„Ja, es ist eine große Zeit!" erwiderte er. „Es wäre schön, in dieser Zeit einen ehrlichen Tod für

sein Volk zu sterben! Mir ist's nicht gegönnt, ich habe nicht die Kraft dazu!"

„Hans!" rief ich, „was ist Dir? Du bist sehr unglücklich?"

„Es wird durch Klagen nicht besser," erwiderte er. „Wohin gehst du?"

„Ich wollte in der Halle nachsehen. . ."

„Das ist ja jetzt eine schmutzige Kneipe."

„Das thut mir leid, es befleckt mir die schöne Erinnerung!"

„Ja," sagte er, „es ist ein großer Schmerz, mit Unrath befleckt zu sehen, was man einst heilig gehalten hat."

Er sagte es im Tone tiefsten Weh's; es kam mir überschwenglich vor angesichts der doch nur geringfügigen Veranlassung, und ich blickte ihn verwundert an.

Er schien es nicht zu verstehen. „Der Fritz und der Wilhelm kneipen nun allabendlich im „Riedhof"," sagte er. „Da triffst Du sie."

„Du gehst nicht mit?"

„Nein, verzeih' — aber — mein Herzweh meldet sich wieder!"

Er drückte mir die Hand und verschwand im Gedränge.

Erstaunt und betrübt setzte ich meinen Weg fort, nun zum „Riedhof.“ Da saßen richtig der braune Fritz und der kleine Wilhelm mit dem Knabengesicht.

„Was ist's mit Hans?“ fragte ich.

„Eine traurige Geschichte,“ erwiderten sie. „Seine Frau . . .“

„Nun?“

„Hat einen Knaben geboren, vor drei Wochen!“

„Oh!“ rief ich entsetzt, „er wird die Schmach nicht überleben!“

„Doch! In den ersten Tagen war er furchtbar erregt, aber nun ist er ruhiger.“

Ich schüttelte den Kopf, mir wollten die Anspielungen nicht aus dem Sinne, die ich jetzt erst verstand.

Am nächsten Morgen gegen die elfte Stunde saß ich ungeduldig in einem Café am Schottenthor und harrte auf Fritz, der mir da ein Stelldichein gegeben. Eben wollte ich gehen, als er hastig hereinstürzte, todtbleich und zitternd.

„Komm’,“ sagte er, „Du wirst ihn noch einmal sehen wollen.“

„Wen?“

„Unseren Hans. Er hat sich heute Nacht durchs Herz geschossen. . .“

Nur ein allgerechter Gott könnte über den Selbstmord richten, und unter den Menschen wagen dies nur engherzige Thoren. Ich wollte nicht entscheiden, ob du recht gethan, Hans, ich wollte nur erzählen, wie dich das Leben gestaltet und dann zernichtet. Ave, pia anima! Du hast es nicht verdient, daß dich der häßliche Schmutz der Erde beflecke, und du hast ihn weggespült mit deinem Blute.

Ave, ave, pia anima!

Ende.

Offizin: Wilhelm Baensch. Berlin

20

25